

Jesus Christus

die Apologia perennis des Christentums

Von

Albert Maria Weiß O. Pr.

Freiburg im Breisgau 1922

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

<http://www.liberius.net>

© Bibliothèque Saint Libère 2020.

Toute reproduction à but non lucratif est autorisée.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, 15 Aprilis 1922

‡ Carolus, Archiep.

Imprimi permittitur

Romae, die 28 Ianuarii 1922

P. Ludovicus Theissling
Mag. Generalis O. Pr.

Sonder-Abdruck aus der „Apologie des Christentums“.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg.

Herr Jesus Christus,

unser Lehrer, unser Erlöser, unser Seligmacher.

In drei aufeinander folgenden Todeskrankheiten hast du mich gelehrt, an den geöffneten Pforten der Ewigkeit den Ertrag eines langen arbeitsreichen Lebens abzuschätzen. Ich habe nichts gefunden, was mir beim Erscheinen vor deinem Richterthron einige Zuhersicht geben könnte, als diese wenigen Seiten, auf denen ich von dir zu stammeln wagte. Nachdem du mich auf eine Weise, die viele wunderbar nannten, dem Leben zurückgegeben hast, finde ich den Mut, sie dir als Guldigung anzubieten mit derselben Gesinnung, womit der wiedererstandene Lazarus dir den Rest seines Lebens gewidmet hat.

Es sind alte, vor langen Jahren geschriebene Worte, aber sie veralten nicht, denn sie handeln von dir. Du bist heute wie ewig der nämliche, die vollkommenste, ewig gültige Apologetik deines Wortes und deines Werkes, die wahre *Apologia perennis*.

Es sind wenige Worte. Aber sie sprechen von dir, und darum sagen sie alles. Was bedeuten alle menschlichen Worte, wenn sie nicht deinen Namen aussprechen? Und was können sie Besseres sagen, wenn dein Name verkündet ist?

Darum weihe ich dir diese Zeilen als den Jubegriff der apologetischen Tätigkeit meines ganzen Lebens. Du wirst sie nicht zurückweisen, dessen bin ich sicher, denn ich bringe dir dich selber dar. Zwar empfinde ich schmerzlich, wie unwürdig deiner Heiligkeit sie sind. Deshalb kröne ich sie mit dem Preise deiner gebenedeiten Mutter, damit alle sehen, was dein Geist wirken kann in einer menschlichen Seele, die deiner Gnade kein Maß setzt. Auf ihre Fürbitte hin kannst du meinen unvollkommenen Worten deinen Segen nicht entziehen.

Freiburg i. Schw., am Feste des allerheiligsten Namens Jesu 1922.

Inhalt.

	Seite
Herr Jesus Christus, unser Lehrer, unser Erlöser, unser Seligmacher	v
1. Ecce homo	1
2. Ecce agnus Dei	32
3. Der alte und der neue Adam	61
4. Der Gottmensch Jesus Christus	82
5. Christus, die Quelle und das Vorbild aller Voll- kommenheit	117
Anhang. Die Kleinste im Himmelreich	143

1. Ecce homo.

1. Zu den größten Tröstungen, zu den reinsten Freuden des Lebens gehört es, wenn man in dieser Welt der Unvollkommenheit mit einem Menschen zusammentrifft, von dem man nicht hinweggehen kann ohne den Vorsatz, besser zu werden. Es ist selten, sehr selten, daß man einen findet. Aber dank der Gnade Gottes, es gibt deren. Wer nie das Glück hatte, einen zu treffen, der ist bedauernswert. Denn er weiß nicht, wie schnell ein kurzes Wort aus einem wahrhaft frommen und innerlichen Gemüte die Niedergeschlagenheit aufrichtet, die Finsternis der Seele erhellte, Begeisterung für alles Gute und Edle wachruft und scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten niederschlägt.

Und wie oft könnten wir solche Wohltäter brauchen! Wie oft gibt es Augenblicke, wo uns die Welt unter den Füßen zu schwinden droht! Wir bemühen uns vergebens, Trost im Leiden, Kraft zum Opfer, Sieg über die Leidenschaften aus eigener Erwägung oder aus Büchern zu schöpfen. Unser Verstand ist wie umnachtet, der Wille wie betäubt, alle Kraft geschwunden. Wir sind wie der Vogel, dem der geöffnete Rachen der Schlange entgegengähnt, wir wollen die lähmende Macht abschütteln, aber alles Bemühen ermattet uns nur. Bloß der Blick in ein Freundesauge, bloß die Mittheilung dessen, was uns quält, an ein fühlendes Herz, bloß das feste Wort eines teilnehmenden überlegenen Menschen vermag uns zu erheben, und

ruhig gehen wir von dannen, getrost neuen Kämpfen und Prüfungen entgegen.

Auf wissenschaftlichem Gebiete glückt es zwar manchmal einem ausnehmend begabten Geiste, daß er ohne Hilfe eines Lehrers zu bedeutenden Fortschritten gelangt. Aber auch dort sind Autodidakten eine seltene Ausnahme, und von mancherlei Mängeln und Einseitigkeiten werden sie nie frei. Im sittlichen Leben aber sind sie unmöglich. Zu groß sind die Gefahren der Verirrung, zu viel der Schwierigkeiten, als daß einer ohne Hilfe einer Stütze sicher gehen und nicht ermüden sollte. Wehe dem, der hier klug ist in seinen Augen! Wehe dem, der allein ist! Auf den Wegen des innern Lebens kommen auch über den Stärksten Stunden gefährlicher Schwäche, über den Weisesten Augenblicke völliger Ratlosigkeit. Hier bleibt keinem die Erfahrung erspart, daß er Mensch ist, darum angewiesen auf Unterstützung durch seine gleichen.

2. Aber wenig ist uns gedient, wenn dieser Lehrer nicht von der Art ist, daß das Beispiel mit seinen Reden in schönem Einklang steht. Weit mehr als das Wort gilt uns die Tat dessen, nach dem wir uns richten sollen. Im Augenblick, da wir um Rat fragten, was tun, um aus unserer Halbheit, aus unserer Leidenschaftlichkeit herauszukommen, schien uns allerdings sein Wort überzeugend. Wir verließen ihn mit dem festen Entschluß, uns nun Gewalt anzutun. Aber nur kurze Zeit, und unser Verstand beginnt wieder zu zweifeln, unser Wille zu zagen, ob es auch möglich sei, nach seinem Worte zu leben. Was soll uns jetzt noch helfen?

Eines auf jeden Fall, aber auch nur dieses eine: es muß aller Zweifel schweigen und alles Bedenken schwinden, sobald wir von ihm selbst im Werke geübt sehen, was sein Mund gesprochen hat.

Was aber sollen wir erst von jenen sagen, welche hohe Lehren nicht fassen? Ihnen ist das Beispiel ihr Einziges und Alles.

Indes, hier sind zuletzt alle gleich. Für jeden, gebildet wie ungebildet, sind Worte zwar überzeugend, doch nur das Beispiel reißt zur begeistertsten Nachahmung hin.

Darum ist es für den Meister nicht hinreichend, daß er das Wahre finde und das Gute lehre, er muß es auch zur Annahme unter den Menschen bringen. Hierzu jedoch ist Sagen so gut wie nichts, Tun aber alles. Menschen von mittelmäßiger Sittlichkeit haben vortreffliche Lehren vortragen; haben sie aber auch viel genützt? Andere waren Heilige für ihre Person, sie mochten aber nicht den Lehrer spielen. Nichtsdestoweniger haben sie Hunderte umgewandelt und gebessert. Der Preis aber gebührt hier dem, der mächtig in Werk und Wort nichts lehrt, als was er zuvor selber geübt hat: das ist der wahre Lehrer, ihm ist leicht zu folgen. Denn also sagt der Dichter:

Ein jeder folget gern dem Mann,
Der besser ist zu sehen an
Als bloß zu hören. Das ist der,
Der also hat der Büchte Lehr',
Daß er nach seiner Rede gut
Noch besser, als er spreche, tut¹.

3. Wir leugnen nun nicht, daß, wenn wir auf die Worte sehen, die Lehren mancher Alten bestechend wirken. Die stoische Ethik zumal hat mit ihren höflichen Worten nicht wenige wie bezaubert. Jedoch sind ihre Vorschriften, abgesehen davon, daß sie dem Menschen ein unerträgliches Joch aufbürden, in Wirklichkeit nie zur Ausführung gekommen. Die Stoiker mußten selber

¹ Thomasin von Berclære, Der welsche Gast 647 ff.

gestehen, daß keiner der großen Männer, die sie vor allen verehrten, das Ebenbild ihres Weisen verwirklicht habe, nicht Sokrates, nicht Antisthenes, nicht Fabricius, nicht Curio, nicht Cato, weder Zeno noch Kleanthes noch Chrysipp². Wie diese Schule, so die übrigen alle. Darum konnte Cicero im Namen aller sagen: Wir besitzen vom wahren Recht und von der echten Gerechtigkeit kein greifbares und gut getroffenes Musterbild. Was wir haben, sind bloße Schatten und Umrisse, und wenn wir nur wenigstens diesen folgten!³

Bedauernswerte Menschen diese Heiden, denen doch vielfach ein edles Streben nicht abgesprochen werden kann, daß sie unausführbare Lehren hatten und keine Vorbilder dafür, wie man leben solle! Doch was sage ich: keine Vorbilder? Gut für sie noch, wenn sie keine gehabt hätten! So aber glaubten sie an Götter, die vielleicht ausnahmsweise eine schöne Tat auf hundert Verbrechen übten, im besten Fall unentschieden zwischen gut und böß standen. Von diesen ein Vorbild des Guten zu entnehmen, wäre unmöglich gewesen. Man mochte wohl aus Furcht vor ihrem Zorn vermeiden, das im Werke zu vollbringen, was sie sich ungestraft erlauben durften, aber aus Liebe zu ihnen, aus Ehrfurcht vor ihnen die Lust zur Sünde zu zähmen oder Gutes zu tun, das konnte niemand in den Sinn kommen. Menschen sah man an ihnen in der ganzen Erniedrigung der Sinnlichkeit, Menschen, die von den Sterblichen mit strengen Strafen das Gute forderten, über das sie sich selber ohne Scheu hinwegsetzten, Menschen, deren Beispiel, deren Verführungskünsten kaum zu wider-

² Diog. Laert. 7, 91. Plutarch., Prof. in virt. 2. Cicero, Lael. 5, 18; Off. 3, 4, 16. Seneca, Const. 7, 1.

³ Cicero, Off. 3, 17, 69.

stehen war, nur keine höheren Wesen, welche Andacht forderten. Die armen Menschen aber, oft besser als ihre Gottheiten, waren in Verlegenheit, wem sie folgen sollten, dem schlechten Beispiel ihrer Götter oder den guten Gesetzen und ihrer eigenen besseren Vernunft.

Unter den Menschen aber konnten die Heiden ebenfalls kein Musterbild erwarten. Es war, wir müssen gerecht sein, bei dem Zustand ihrer tatsächlichen Erkenntnis von gut und böse, von wahr und falsch jedem unmöglich, zu wahrer, zu nachahmungswürdiger Vollkommenheit voranzubringen. Neben vielen Ansichten, welche den Menschen unter seine Würde hinabziehen mußten, neben manchen, welche aus Verkenntung seiner Natur Unmögliches von ihm beehrten, hatte das Heidentum zwar auch nicht wenige Lehren des Guten, die vor der Wahrheit bestehen. Aber es waren zerrissene Glieder, hier ein verstümmelter Rest des Guten im Volksglauben, dort eine verkümmerte Wahrheit in einem religiösen Brauch. Dieses lehrte dieser Philosoph und jenes jener. Ein Ganzes entstand aus allen diesen Bruchstücken nicht, denn es fehlte ihnen an jeglichem Zusammenhang.

So war im Heidentum ein lebendiges Vorbild der Tugend, das die volle sittliche Verpflichtung und Befähigung des Menschen anschaulich zum Ausdruck gebracht hätte, ein Ideal, an dem sich andere zur Nachahmung begeistern konnten, nicht vorhanden, ja nicht einmal möglich.

4. Das Christentum hat sich nun aber zur Aufgabe gesetzt, ein vollkommenes Leben zu lehren und den Menschen nicht durch Worte, sondern durch die Tat zur Vollendung zu führen.

Zu diesem Zweck mußte es eine dreifache Aufgabe erfüllen.

Fürs erste mußte es alles, was sich bisher Wahres und echt Menschliches in der Welt fand, ungeschmäler

bestehen lassen. Eine Religion, welche auf den Ruhm der Wahrheit Anspruch erhebt, darf nicht Neues um jeden Preis schaffen wollen. Nach diesem Ruhme geizen Menschenfahrungen und Menschensysteme. Sie streben häufig nicht danach, selber die Wahrheit zu finden, sondern sie sind schon zufrieden, wenn sie nur gezeigt haben, daß keiner die Wahrheit habe. Das Rechte kümmert sie wenig, sie fixiert nur das Lob der Neuheit. Nicht so die Religion der Wahrheit. Wenn sie sich als diese bewähren soll, so darf sie keinen, auch nicht den unbedeutendsten Keim des Wahren verwerfen, den sie irgendwo vorfindet. Denn würde sie ihn nicht achten und etwas anderes an seine Stelle setzen, so würde sie damit beweisen, daß es ihr nicht um die Wahrheit zu tun sei. Die christliche Religion hat aber neidlos, ja freudig alles Wahre und Gute, das sie auf der Welt antraf, aufgenommen, mochte es kommen von wem immer, und mochte es noch so unbedeutend sein. Sie hat es aufgenommen selbst auf die Gefahr hin, daß man das zu ihren Ungunsten ausbeute, als sei sie selber nur die Nachahmung fremder Weisheit. Damit allein schon hat sie sich als Eiferin für die Wahrheit erwiesen.

Fürs zweite durfte sie nicht bloß einzelne Stücke der Wahrheit sammeln, sondern sie mußte die ganze Wahrheit bringen. Wir reden hier nur von der natürlichen Wahrheit, aber von dieser im weitesten, besonders auch im sittlichen Sinne. Von der übernatürlichen Religion werden wir anderswo handeln. Wer nun aber dem Menschen die ganze Wahrheit, von der sein Leben und seine Bestimmung abhängt, kundmachen will, muß sich über drei Fragen klar aussprechen: Wie steht es mit der Natur? Was ist es mit dem Übel? Was soll der Mensch mit sich selber machen?

Auf die erste Frage sagt fast das ganze Altertum: Die Natur mit all ihren Freuden und Gütern ist dazu da,

damit der Mensch in ihr aufgehe oder sie ausnütze als Werkzeug für sein persönliches oder das allgemeine Interesse. So antwortet abermals jede Philosophie und jede Religion, die keine Askese kennt. Der Stoiker und der Pykniker verachtet die Natur aus Stolz, nicht als ob er sich nicht ebenfalls in sie versenkte, sondern nur um sich vor der Welt den Schein zu geben, als stünde er über ihr. Der Dualist flieht, verachtet, verwünscht sie als das leibhaftige Böse, der Buddhist leugnet sie oder entzieht sich ihr aus Stumpfsinn, weil er sie nicht versteht, aus Feigheit, weil er daran verzweifelt, sie veredeln zu können. Das Christentum verachtet sie nicht und verliert sich nicht in sie, wohl aber lehrt es uns ihre Gefahren kennen und die Mittel, sie zu läutern und zu veredeln.

Was das Übel betrifft, so kennt das Altertum nur eine Weisheit: es fliehen so viel wie möglich. Der Stoiker stellt es in Abrede, um seinen Stolz mit dem Wahn des Volkes zu füttern, als sei er ein unempfindliches, höheres Wesen und fühle nicht wie der gewöhnliche Mann. Der Buddhist erliegt ihm so völlig, daß er mit ihm liebäugelt und nur einen Wunsch hat, bald in ihm unterzugehen. Alle aber fassen das Übel nicht als etwas, was die Seele und die Sittlichkeit betrifft, sondern nur als etwas, was der sinnlichen Natur wehe tut. Dem entgegen lehrt uns die christliche Wahrheit das wahre Übel nur da suchen, wo die Seele, d. h. das wahre innere Leben, Schaden leidet, und dieses Übel befiehlt sie uns mit jedem Opfer zu bekämpfen, dem Schmerz aber nicht zu unterliegen, sondern ihn mit Geduld zu ertragen. Laß dich, sagt sie uns, nicht vom Übel besiegen, sondern du mußt das Übel besiegen durch das Gute⁴.

⁴ Röm. 12, 21.

Auf die dritte Frage sagt der Grieche: Mach dir nur nicht lange Sorgen. Du bist Mensch. Sei und bleibe Mensch! Nimm dich, wie du bist, so lebst du nach deiner Natur. Buddha aber spricht: Leider bist du Mensch. Aber du mußt aufhören Mensch zu sein. Entwerde dir als Mensch. Dein höchstes Ziel ist Selbstvernichtung, ist Aufgehen in das All. Zwischen diesen beiden Extremen steht wiederum das Christentum mit seiner einzig der Wirklichkeit entsprechenden, ebenso menschlichen als veredelnden Lehre: Du bist lange nicht das, was du sein könntest und solltest. Es ist viel Gutes in dir, aber es ist noch nicht vollkommen; leider auch viel Böses. Das Gute ist dein wahres Wesen. Verbollkomme das Gute und streife das Böse ab, so wirst du werden, was du werden sollst, ein ganzer Mensch. Werde also Mensch. Du wirst es, indem du dem Bösen abstirbst und mit dem Leben Ernst machst, d. h. nach der Wahrheit und nach ganzer Vollkommenheit strebest.

Aber auch damit war die Aufgabe der christlichen Religion noch nicht erschöpft. So hätte sie wohl verhältnismäßig mehr und vollkommeneren Wahrheiten verkündigt als die übrigen, aber sie wäre nicht die Wahrheit gewesen.

Darum blieb ein Drittes übrig, und zwar die Hauptaufgabe. Es mußte das aufgenommene Alte und das mitgebrachte Neue zu einer lebendigen Einheit verschmolzen werden. Denn nicht in einzelnen Wahrheiten und Anregungen, sondern in einer lebensvollen Ganzheit liegt der Wert einer Religion.

Wir gebrauchen mit Absicht das Wort „lebensvolle Ganzheit“. Zu einer solchen genügt aber nicht die Lehre. Ein philosophisches System kann eine geschlossene Einheit sein, es bleibt doch eine unfruchtbare, leblose Gelehrten-
schule. Wollte also die Offenbarung Ausführung ihrer

Grundsätze erzielen, dann mußte sie ihre Vorschriften in nachahmbarer Form zur Anschauung bringen. Sie mußte also eine uns gleiche lebendige Gestalt vorführen, an der ihre gesamte Lehre im ganzen wie im einzelnen einheitlich und vollkommen verwirklicht war, und zwar in einer Weise, daß jeder, den sie verpflichten will, imstande ist, sich daran als an einem Muster zu bilden.

Sie mußte, mit einem Wort, ihre Ideen zum Ideal gestalten, sie mußte die Wahrheit in einem Menschen verkörpern.

5. Das ist keine geringe Aufgabe für eine Religion, die mit der Anforderung auftritt, als Universalreligion Anerkennung zu finden. Nicht bloß Lehren, die stets und überall annehmbar sind, hat diese aufzustellen, sondern auch ein Ideal, das über alle Verschiedenheiten von Zeit und Volk, von Stand und Bildung, von Alter und Geschlecht erhaben ist und dennoch wahrhaft und greifbar menschlich den einen wie den andern gleich gewinnend und nachahmbar nahesteht.

Die Aufgabe möchte fast unlöslich erscheinen. Wir dürfen uns nur vorstellen, wie uns zumute wäre, wenn uns ein echtes Kind des Mittelalters als einzig gültiges Vorbild vor Augen gehalten würde. Wie erst, wenn wir einen Buddha, einen Zarathustra, einen Mohammed oder einen Sokrates, und wäre er auch nach modernen Vorstellungen verwässert, als Ideal anerkennen müßten! Für seine Zeit, in seiner Art, nach den Begriffen seiner Landsleute mag ein Charakter ganz erträglich sein. Aber wird er auch als Muster für die spätesten Geschlechter, wird er als Ideal unter fremden Himmelsstrichen passen? Wenn er hervorragenden Geistern zur sittlichen Anregung dient, was soll der gewöhnliche Mann in der Not und Mütigkeit des Lebens, was soll das schwache Kind mit ihm

beginnen? Und umgekehrt, wenn er sich zu den Armen, zu den Kindern, zu den Frauen herabläßt, hat er damit nicht die starken Männer und die hohen Geister preisgegeben?

6. Dessenungeachtet hat das Christentum den gewaltigen Versuch gemacht. Die bisherigen Systeme konnten sich darauf nicht einlassen, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Stifter Menschen waren, wie wir es alle sind.

Das Christentum konnte das Unternehmen wagen, weil sein Lehrer ein neuer Mensch war. Einen Menschen, der geschlagen nicht wieder schlägt, der den Schimpf nicht zurückgibt, der sich willig dem ungerechten Richter überläßt, einen Menschen, sanftmütig und demütig von Herzen, einen Menschen, der öffentlich seine Todfeinde auffordern kann, ihn einer Sünde zu zeihen, einen solchen Menschen hatte die Welt noch nicht gesehen. Das ist ein neuer Mensch.

Und doch ein wahrer Mensch. Obwohl hoch über allem irdischen Treiben, ist er ferne von dem menschenverachtenden Stolze des Stoikers. Er lebt nicht in der Welt, er geht nicht mit der Welt, aber er stößt sie auch nicht von sich. Er flieht sie nicht, er sucht sie nicht, so wenig wie er sie fürchtet. Er braucht die Welt nicht, aber er läßt sich finden, ja er kommt ihr entgegen, ehe sie ihn sucht.

Voll Begeisterung für seine Aufgabe, die Ehre seines Vaters, zeigt er nicht einen Zug von dem Fanatismus Mohammeds. Weich und milde wie die menschengewordene Barmherzigkeit, vermeidet er die Charakterschwäche Mark Aurels, die sogar das Böse lobt und immer „Friede“ sagt, auch wo kein Friede ist.

In heiliger Wehmut trauernd über Sünde und Not der Welt, geht er doch nicht unter im sentimental, unfruchtbaren Schmerz über ihre angebliche Unverbesserlichkeit gleich Buddha, sondern wahrt sich bei aller Teilnahme,

bei dem aufrichtigsten Mitleiden die Kraft zum Heilen, und wo nötig, den Ernst der Strenge.

In sich selber so felig, daß er die ganze Welt vergessen könnte, verfällt er gleichwohl nicht der selbstgemügsamen, menschenfeindlichen Abgeschlossenheit eines Diogenes, eines Spinoza, eines Schopenhauer. Er sieht die Sünde besser als Sokrates, er empfindet ihr Unrecht tiefer als der Pessimismus, aber er spottet nicht des Sünders und wirft das zerbrochene Rohr nicht weg. Er geht mit den Bösen um, aber er nimmt nicht wie Antisthenes teil an ihrem Treiben, sondern beschämt sie ohne ein Wort durch die heilende Kraft seiner Nähe so sanft, daß sie der Sünde auf immer entsagen.

Ein Freund voll zärtlicher Liebe, schämt er sich nicht der Tränen des Schmerzes um den verstorbenen Freund. Zu fröhlichem Mahl geladen, erscheint er voll liebenswürdiger Heiterkeit, das Gespräch beim Gelage zu frommer Belehrung benutzend, ohne einen zu belästigen, durch das Beispiel alle erbauend, ohne sich durch auffallendes Benehmen von den übrigen zu unterscheiden. Nur die Heuchler stoßen sich an seiner menschenfreundlichen Zugänglichkeit.

Die Vornehmen bitten um seine Gunst, und er gewährt sie ohne Stolz. Den Armen, den Gebeugten und Verzweifelnden gehört seine ganze Liebe, als wären sie ihm ebenbürtig. Die Ungebildeten, die keinen Lehrer finden, zieht er mit Herablassung an sich. Die Berknirschten, die der Gerechtigkeitsstolz mit Abscheu von sich stößt, hebt er mit Zärtlichkeit zu seinem heiligen Herzen empor, und von der Erschöpfung seiner Arbeit erholt er sich im Kreise der Kinder.

Auch an ihn wagte sich, gerade wie an den schwächsten der Menschen, der Versucher, und er weigert sich nicht, die Versuchung über sich ergehen zu lassen, um allen ein Bei-

spiel im Kampfe zu werden. Die Todesfurcht mit ihren Schrecken erschüttert auch ihn gleich jeden Sterblichen. Das große Opfer des Gehorsams kostet ihn größere Überwindung als den wehr- und wertlosen Weltbürger. In Leid und Schmerz, in Tränen und Schwäche hat er alle menschliche Gerechtigkeit gegen Gott und gegen die Menschen erfüllt.

Er poltert nicht, doch weiß er strenge zu tadeln. Sein Auftreten ist voll Demut und Hoheit, ohne beschämende Herablassung, ohne erdrückende Größe, zart, ernst und majestätisch, das Bild der Milde, Ruhe und Würde in einem Zuge. Nichts ist weichlich, nichts gezwungen, nichts geziert an ihm, nichts bloßer Schein, alles lautere Wahrheit.

Inneres und Äußeres stehen in Harmonie wie nie bei einem Menschen. Darin erreicht ihn selbst der nicht, der sich nach seinem Beispiele bildet. All sein Benehmen ist der lautere Ausdruck seiner gefriedeten, heiligen Seele. Kein unstetes Auge, keine nachlässige Haltung, keine ungemäßigte Bewegung. Jede Wendung voll Selbstbeherrschung, Maß und Wohlانständigkeit. In Miene, Ton und Gebärde nie etwas Strenges noch Rauhes, nie was Schmeichelei verriete, was verkehrte Neigung erweckte. Jedes Wort voll Freimut und gerade, aber nie verlegend, sein ganzes Wesen still, fest, erhaben.

Sein Benehmen ist das verkörperte Wohlwollen, ohne daß er es den Kleinsten fühlen läßt, welcher Unterschied zwischen ihnen besteht, wie sehr er aus sich selbst heraustritt. Er scheint für sich keine Neigung, keinen Geschmack, keine Meinung zu haben, so sehr weiß er auf aller Herzensanliegen einzugehen. Und doch bringt er alle auf bessere Gedanken, ohne daß er sich ihnen aufdrängt, macht aller Herzen fröhlich und erbaut, indes keiner seine Absicht merkt.

Seine Klugheit setzt alle in Erstaunen, die Anmut seiner Rede flößt jedem Bewunderung ein. Er weiß die List der Feinde zu entwaffnen, mit klarem Blick ihren Schlingen zu entgehen. Er stimmt alle zur Reinheit und Frömmigkeit durch seine bloße Nähe. Er predigt und braucht kein Wort zu sagen. Er schweigt und duldet wie ein Lamm, und jeder fühlt, daß er nicht aus Mangel an Kraft leidet.

Er kann zürnen, aber auch im Zorne bleibt er seiner Herr, ohne daß der ewig klare Spiegel seiner Seele sich trübt.

Er ist so einfach, daß man nie einen ähnlichen Menschen sah, seine heilige Mutter ausgenommen. Aber gerade diese Einfachheit macht ihn hinreißend, bezaubernd, überwältigend. Der feinste Menschenkenner, das argwöhnischste Auge kann nichts an ihm entdecken, was schwerfällig oder übereilt, abstoßend, schwankend, herausfordernd wäre. Kein Schritt, den er tut, ist unsicher, kein Wort überflüssig, jeder Blick, jede Bewegung gemessen, ruhig, überlegt und doch ohne auffallende Berechnung, ohne weltkluge Absichtlichkeit. Alles an ihm ist natürlich und ungetünzelt, schlicht und auf die Fassungskraft aller berechnet und nichtsdestoweniger voll ehrfurchtgebietender, übermenschlicher Größe. In Wahrheit, ihm gebührt der Ruhm: der S c h ö n s t e unter den Menschenkindern.

Kein echt menschlicher Zug fehlt in diesem Leben, keiner tritt störend aus dem Rahmen des Ganzen heraus. In vollendeter Harmonie, ohne Mangel, ohne Übermaß, ohne Mißton, steht sein Charakter wie seine ganze Tätigkeit vor uns. Denn alles belebt der einzige Gedanke: Gottes Ehre, das Heil der Welt. In diesem Gedanken betet und heilt und lehrt er, dieser Gedanke führt ihn in den Tempel wie in die Wüste, dieser stählt ihn im Todestampfe, dieser läßt

ihn in die Scheidung der Seele vom Leibe willigen, nachdem alles vollbracht ist.

Also nicht bloß ein neuer und dennoch ein wahrer, sondern auch im vollsten Sinne des Wortes ein ganzer Mensch.

7. Darum ist es begreiflich, wie alle Menschen in Christus ihr *J d e a l* erkennen können. Natürlich vor allem die Armen und die Kleinen. Damit ist die größte, im Grunde die einzige Schwierigkeit schon gelöst. Ein Lehrer, der das Wort zu sprechen imstande ist, das keiner vor ihm wagte: Lasset die Kleinen zu mir kommen, ein Lehrer, der den Beweis für die Erhabenheit seiner Sendung dadurch ablegen will, daß er auch für die Armen frohe Botschaft bringt, ein solcher Lehrer, und nur er allein, kann Meister für alle werden.

Daß er die großen Geister und die Gebildeten fesselt, das ist nichts Besonderes. Das haben auch viele außer ihm versucht, und manchen ist es geglückt. Zu den Kleinen aber, zu den Kindern, zu den Geisteschwachen, zu den Armen, den Sklaven, den Niedergeschlagenen, den Trauernden wollten sie sich nicht herablassen. Es war etwas Großes, und noch heute redet die Welt davon als von etwas Außerordentlichem, daß Buddha im Gefühl des eigenen Elendes kein Geschöpf, das mit ihm das gleiche Elend teilte, von seinem tatenlosen Mitleid ausschloß. Die übrigen Lehrer des Altertums machte die Erfahrung der eigenen Not nur um so härter und empfindungsloser gegen andere. Aber daß einer, der selber nichts von Elend weiß, sein Leben damit zubringen könne, aus der Fülle des eigenen inneren Friedens herauszutreten, um mit den Elenden ihr Leben zu teilen und ihnen auf seine Kosten zu helfen, das konnte die Welt nicht denken. Das war dem Geiste der Alten so fremd, daß es ihnen eher als Entwürdigung denn als Tugend erschienen wäre.

In der That, die eigene Glückseligkeit mit fremder Not vertauschen und die Erhabenheit des Geistes im Herabsteigen zu den Kleinen, zu den Stumpfen zeigen, das übersteigt Fassung und Vermögen der Welt. Denn viel größerer Kraft bedarf es, um diese zu fesseln und zu heben als jene, deren Fassungskraft dem Lehrer entgegenkommt. Und bei weitem nichts so Großes ist es, wenn einer den Starken kräftige Speise, als wenn er den Schwachen milde und dabei doch nährenden Milch zu reichen versteht.

Beides aber vereinigt Christus. Er ist den Kleinen verständlich und den Großen überlegen, den Armen nahe, den Glücklichen nicht feind. Und eben indem er sich zu den Armsten herabläßt, erhebt er alle, Arme und Reiche, zu seinem Licht und Trost. Auch den beschaulichsten Geistern, auch jenen, welche die höchste Höhe menschlichen Geistesfluges wagen, denen, die nach Gottähnlichkeit dürsten, und ihnen vielleicht am meisten, ist er ein unerreichbares Ideal. Und gerade da, wo sie ihn betrachten, wie er den Kindern die Brust reicht und den Armen das Brot bricht, finden auch sie sich oft mehr zum Aufschwung gegen Himmel ermuntert, als wenn er vor ihnen die unergründlichen Tiefen der Geheimnisse aufschließt, die er im Schoße seines Vaters schaut.

Durch sein ganzes Leben zeigt er sich stets als vollkommenen Juden. Kein Zug ist an ihm von jenem vaterlandslosen Kosmopolitismus, der zu seiner Zeit Griechenland und Rom zu beherrschen begann. Er übt die strengen Gebräuche seines Volkes mit gewissenhafter Treue. Er wendet sich nur an die verlorenen Schafe des Hauses Israel. Er verbietet seinen Schülern, solange er lebe, fremde Völker zu lehren. Aber obwohl ein treuer Sohn seines Vaterlandes, geht er dennoch nicht in dessen engem Geiste auf.

Sokrates tat sich etwas zu gute darauf, daß er nicht Griechenland, sondern der Welt angehöre⁵. Trotzdem ist er ausschließlich Grieche und trägt durch und durch das Gepräge des griechischen Lebens an sich. Eben deshalb müssen wir gestehen, daß er, wenn wir ihn nicht nach unsern Begriffen ändern wollen, sondern wenn wir ihn nehmen, wie er ist, kein Vorbild für alle abgeben kann. Zu Christus aber blicken Juden wie Heiden und Griechen gleich den Barbaren mit Staunen und Begeisterung empor. Ganz in seinem Volke stehend und darum eine bestimmte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, plastische Gestalt, ist er keineswegs ausschließlich national, sondern universal. Volkstümlich in seinem Volk, ist er populär auf der ganzen Erde.

Es ist eben keine Nachahmung irgendeines besondern Volkscharakters, sondern Original, ein neues und vollendetes Ideal eines wahren und ganzen Menschen, der alles Einseitige jedes besondern Volkstypus vermeidet, in dem aber jeder das wiederfindet, was ihm selber Begeisterung und Kraft einflößt.

Hierin beweist er, daß auch die beengendsten Schranken, welche Menschen und Völker einzwängen — und wo wären lästigere denkbar als die des alten Judenvolkes? — keinen hindern können, ein echter, ganzer Mensch zu sein.

Ist er aber dies, dann gehört er der gesamten Menschheit an, und die Unterschiede von Stamm und Sprache und Gewohnheiten fallen bei ihm hinweg.

Hinweg fällt auch an diesem Ideal der tiefe Gegensatz der Geschlechter. In ihm findet Mann wie Weib gleichmäßig das höchste Musterbild der Vollendung. Nie hat der männlichste Wille solche Gewalt mit solcher Besonnenheit

⁵ Epictet., Diss. 1, 9, 1.

und Ruhe vereinigt. Einer solchen Hinopferung und Teilnahme hat sich noch kein Mutterherz fähig erwiesen. Ein Gemüth so lauter, so friedlich wie das Kindesauge, ein Herz so arglos hat die Welt noch nie gesehen. Und doch fühlt jeder aus ihm eine Klarheit und Überlegenheit des Geistes heraus, die sich nur mit der Sonne vergleichen läßt.

Dieser unergründlich tiefe, dieser unerschöpflich reiche Charakter, Milde mit Ernst und zarte Weichheit mit unerschütterlicher Festigkeit paarend, dieser Einklang von Beschauung und Thätigkeit, von Innerlichkeit und äußerem Wirken, von Zurückgezogenheit und schneidendem Eingreifen in die Verderbtheit der Zeiten, das alles in einer Person vereinigt, ist das Ideal der erhabensten Vollkommenheit, zu der sich das eine wie das andere Geschlecht emporringen kann. In der Zartheit seiner hingebenden Liebe, in der er selbst das Weib besiegt, in seiner mehr als jungfräulichen Zurückhaltung und Reinheit zeigt er gleichwohl einen Mut im Kampfe gegen die Welt, eine Stärke im Dulden, die alle Helden beschämt. In ihm erscheint, wie nie in einem Menschen, der eigentümliche Charakter der neuen Tugend verkörpert: Andacht, Sammlung, Demuth, Tiefe im Bunde mit Tatkraft und Würde, die männliche Stärke durch weibliche Sanftmut gemildert, die Kraft des Mannes zum Angriff auf das Böse im schönsten Einklang mit der Standhaftigkeit des Weibes bei Leiden und Opfer.

Darum fühlt sich das Kind und das reine Herz mit ihm verwandt. Der Jüngling beruhigt im Hinblick auf ihn die Stürme der tobenden Leidenschaft. Und den Mann stärkt zum Streit gegen den Ernst des Lebens die bloße Erinnerung an ihn. Die Mutter kräftigt sich durch einen Gedanken an ihn in ihrem schweren Beruf, wenn die Aufopferungskraft unter der Last, die auf ihr liegt, ins

Schwanken gerät. Und die Jungfrau vergift, so sie seiner gedenkt, daß sie Opfer gebracht, wenn sie schon das glänzendste Leben in der Welt gegen die Pflege der Leidenden oder der büßenden Menschheit und gegen die wechselvollen Kämpfe um die Heiligkeit zum Tausche hingegeben hat.

8. Darum steht er aber auch allen Geschlechtern, allen Völkern, allen Ständen und Bildungsgraden aller Zeiten nahe. Niemand außer ihm hat sich noch über den zerstörenden Einfluß der größten aller Mächte, der Zeit, erhaben gezeigt. Selbst jene großen Männer, die in der Geschichte Wert für immer behalten, bewahren keineswegs auch für alle Zeiten Einfluß und bewegende Kraft. Die Werke, die sie geschaffen haben, widerstehen der Zeit nicht lange. Je größer sie gewachsen sind, desto rascher ist oft ihr Versinken. Perikles hat sein Werk überlebt. Alexander konnte den Zerfall seines Reiches selber noch voraussehen. Michelangelo trug den Keim des Sinkens durch seine eigene Größe in die Kunst hinein. Zwar bleiben die Ideen der großen Denker ewig in Geltung, aber sie werden von andern vervollkommnet und dadurch überflüssig gemacht. Auf Euklid folgt Newton, auf Kopernikus Kepler, auf diesen andere, und diesen werden wieder neue folgen, die deren Einfluß auf spätere Zeiten schwächen.

Diese Erwägung ließ Napoleon den schlagendsten Beweis für die Größe Christi darin erkennen, daß die Zeit, diese große Zerstörerin, der nichts widersteht, dennoch die Herrschaft der Liebe nicht zu beschränken vermochte, die Christus begründet hat. Ich habe, sagt er in den ernstesten Erwägungen seiner letzten Tage, ich habe vielen eine starke Liebe eingeflößt, so daß sie freudig für mich in den Tod gingen. Gott bewahre mich aber, daß ich die Begeisterung der Soldaten und die christliche Liebe miteinander ver-

gleiche. Sie sind so verschieden wie ihre Ursachen. Bei mir war meine persönliche Gegenwart, die Elektrizität meines Blickes, meine Stimme, ein Wort von mir notwendig, dann entzündete ich das Feuer in den Herzen. Ich zwar besitze dieses Geheimnis der magischen Kraft, die den Geist erweckt, aber ich vermöchte sie niemand mitzuteilen, keiner von meinen Generälen hat sie von mir empfangen oder mir abgospäht. Das Geheimnis also, meinen Namen und meine Liebe in den Herzen zu verewigen und darin ohne Beihilfe der Materie Wunder zu wirken, das besitze ich nicht. Jetzt, da ich an diesen Felsen angeschmiedet bin, wer kämpft, wer erobert jetzt Reiche für mich? Denkt man noch an mich? Wer ist mir treu geblieben? Wie viele Jahre hat die Herrschaft Cäsars gedauert? Wie lange hat sich die Begeisterung für Alexander erhalten? Könnten Sie also begreifen, wie ein Toter mit einer treuen und seinem Andenken ganz ergebenen Armee Eroberungen machen könnte? Vermöchten Sie einen bloßen Schatten zu denken, der Soldaten hat ohne Sold, ohne Hoffnung für diese Welt, und der ihnen dennoch Standhaftigkeit und Geduld in allen Entbehrungen einflößt? Nein, wenn ich im Leben diese selbstsüchtigen Herzen nicht erwärmen konnte, die ich doch so oft zum Siege geführt habe, wie könnte ich, selber im Tode erstarrt, ihren Eifer festhalten oder wieder entflammen?*

Gewiß, kein schattenhafter, kein bloß in der Einbildung vorhandener, nur ein lebendiger, nur ein echter Mensch kann nach Jahrtausenden noch die Menschen ebenso entflammen wie durch das Wort seines Mundes, wie durch den überwältigenden Zauber seiner lebenswürdigen Gegenwart.

* Migne, Dict. apologétique I 1540 1741 ff.

Alexander und Chlodwig und Theodosius und Karl der Große, sie alle mußten zu Grabe sinken mit der Überzeugung, daß ihr Werk der Auflösung verfallen sei, weil sie unter den großen Geistern ihrer Umgebung, unter ihren Kindern keinen gefunden hatten, dem sie ihre Einsicht und ihre Tatkraft eingießen konnten. Christus aber schied aus dieser Welt mit dem Bewußtsein, den ärmsten Fischern von Galiläa seinen eigenen Geist eingeflüßt zu haben in dem Grade, daß sie fähig seien, die Glaubenslosen zu bekehren, die Sünder zu heiligen, die Welt umzugestalten, das, was er grundgelegt hatte, zur Vollendung zu bringen. Er hat das Geheimnis verstanden, die, welche die Schwächsten und die Törichtesten in den Augen der Welt waren, so umzuwandeln, daß sie die Weisheit und Macht der Welt gefangen nehmen konnten. Er trug in sich die Zuversicht, daß in den spätesten Zeiten noch der Gedanke an ihn Apostel wecken werde, die mit Freuden für sein Wort den Tod übernehmen würden. Er sprach es mit Gewißheit aus, daß die, welche an ihn glauben, in Zukunft Größeres vollbringen würden, als er selbst im Leben auf Erden gewirkt habe. Er wußte, daß Jahrtausende seinen Einfluß nicht schwächen werden, und so ist es wirklich.

9. Das aber ist um so wunderbarer, als das Geheimnis seines Einflusses sich gerade an seine Person knüpft. Wenn ein Dichter nach Jahrtausenden noch die Geister bewegt, so begreifen wir das: nicht seine Person, sein Wort ist es, was seine Bedeutung ausmacht. Wenn wir uns um sein Leben und seine Schicksale kümmern, so geschieht das lediglich deshalb, weil uns seine Verse für ihn selber Teilnahme einflößen. Ebenso feiern wir die Worte der Denker, die Schöpfungen der Künstler, die Taten der Helden. Das entscheidende ist für uns ihr Wort und ihr Werk, ihre Person ist nicht damit verwachsen.

Bei Christus allein bleibt unser Geist, bleibt unsere Liebe an der Person selber haften. Bei ihm allein ist das Wort und das Werk nichts ohne seine Person, und seine eigene Person ist seine Lehre. Bei ihm ist das Leben die Lehre. Alle andern mußten und müssen lehren: Nicht wer etwas sagt, sondern was einer sagt, das sollt ihr beherzigen. Denn sonst verlöre unser Wort seine Kraft. Nicht wer etwas tut, fällt ins Gewicht, sondern nur sein bleibendes Werk. Er allein konnte sagen: Lernet von mir. Nur er durfte versprechen: Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Ohne ihn ist darum seine Lehre, ohne ihn sein Werk nichts. Wie viele kennen seine Stiftung, wie manche besitzen seine Wahrheit, und doch ist sie ihnen wie tot. Begreiflich auch: die Bedauernswürdigen haben sein Wort, ihn selber haben sie nicht.

Wer aber ihn findet, der hat das Leben gefunden, auch wenn er unfähig wäre, ein Wort von ihm zu lesen. Wenn uns heute das Evangelium und alle Bücher verloren gehen, die seine Lehre erklären, so hat das wenig zu sagen, solange wir sein Leben haben. Ohne seine Person ist seine Lehre nichts und die Bibel ein unverständliches Buch. Haben wir aber ihn, so haben wir auch sein Wort und noch mehr als dies. Er ist sein Wort, denn er ist das Wort. Er ist mehr als seine Lehre, denn er ist das Leben. In ihm hat, wer verirrt war, den Weg, in ihm der Blinde das Licht, in ihm der Verzweifelte Trost, in ihm der Tote das Leben gefunden. Fischer und öffentliche Sünder sind durch ihn Weise und Heilige, die Kleinen und die Schwachen zu Riesen geworden. Aber so viele ihm auch nachgestrebt und mit so feuriger Ausdauer sie ihn nachgeahmt haben, nie hat die Liebe, die doch besser als der beste Künstler das Bild des Geliebten zu treffen ver-

steht, ihn zu erreichen vermocht. Gerade der Vollkommenste muß gestehen, daß er unendlich tief unter ihm steht.

10. So steht er vor uns in einer Größe, die kein zweiter Mensch erreicht hat, und gleichwohl so nahe, so erreichbar, daß wir ihn wieder mit keinem der großen Männer in der Geschichte auf eine Stufe stellen können.

Das ist unter all seinen Merkmalen das auffälligste, daß er, von ferne betrachtet, alle Großen in Schatten stellt, und daß er sich mehr zu uns herabläßt als sie alle, sobald wir uns anschauen, ihn nachzuahmen. In beiden Beziehungen übertrifft er unermesslich alle sogenannten großen Männer.

Die Welt ist mit dem Lob eines großen Mannes allzu freigebig. Ein großer Mann sollte gleich Saul wenigstens um Schulterlänge über alles Volk hinausragen. Nur dem, der eine Zeit abschließt, nur dem, der eine neue einleitet, der neue Bahnen, neue Denkweisen schafft, nur dem, der ein Volk, eine mächtige, einflußreiche Schule nach sich zieht, nur dem, der einem größeren oder geringeren Kreise etwas von seiner eigenen Überlegenheit aufdrückt, kann man im Ernste diesen Namen zuerkennen. Solcher aber gibt es wenige, und auch aus diesen haben manche wieder so viel Böses, ja Dämonisches an sich, daß wir abermals genötigt sind, sie aus der Liste der großen Männer zu tilgen. Die übrigen tragen alle Schwächen und Irrungen an sich, wie wir sie haben, nur oft in dem Maße größer, als sie uns überragen.

Alle diese sogenannten großen Männer überstrahlt Christus schon durch seine persönlichen Vorzüge und durch den Mangel von allen Schwächen so sehr, daß es eine Herabwürdigung wäre, ihn mit ihnen auf eine Stufe zu stellen.

Wie aber erst, wenn wir sie uns als Ideale zur Nachahmung vorhalten wollten? Dann wären wir erst

recht auf dem verkehrten Wege. Bei den meisten entschwindet der Schein, den sie um sich verbreiten, sobald man ihnen nachfolgt, gerade wie das Irrlicht unter den Bäumen. Was von ihnen bleibt, das ist höchstens zum Anstaunen, nicht zum Nachahmen. Begreiflich auch, da ihnen meist das, was ihre Größe ausmacht, zugekommen ist, ohne daß sie selber darüber hätten Rechenschaft geben können. Wie soll ein Alexander, dem sein erschreckendes Glück fast ohne sein Zutun in den Schoß fiel, wie soll er ein Vorbild für uns sein? Nein, ein Mensch, dessen einziges Unglück sein grenzenloses Glück war, das ist kein Muster zur Nachahmung für uns. Männer wie Goethe, die spielend vollbrachten, was ihre Nebenbuhler mit aller Arbeitsmühe nicht erringen konnten, Schoßkinder des Glückes, die verfolgt vom Erfolg, erdrückt vom Lob sich unglücklich fühlen, können auch ihre begeistertsten Verehrer nicht als Vorbilder auffassen. Und selbst solche, die wenigstens Herren ihres Geschickes waren, Chrus, Augustus, Karl der Große, Innozenz III., auch sie haben meistens nur geerntet, was andere gesät hatten: sie waren zu sehr begünstigt vom Glück, als daß sie für uns Ideale sein könnten.

Christus dagegen hat sich, gerade als wäre in ihm nichts als das, was in allen Menschen liegt, klein beginnend, langsam wachsend, in stetem Kampfe seine Größe als Mensch selbst geschaffen, nicht zwar durch die gewöhnlichen Mittel der Menschen, wohl aber auf echt menschlichen Wegen, d. h. auf Wegen, die allen Menschen zugänglich sind. Nicht durch großartige Siege, sondern durch scheinbar beständiges Unterliegen, nicht durch übermenschliche Großtaten, sondern durch bescheidenste Tugendübung, durch unerschütterliches Dulden, durch die Torheit des anstößigen Kreuzes, durch seinen Tod ist er Überwinder ge-

worden. Seine Schwachheit war seine Stärke. Schwächer als alle, hat er alle übertroffen.

11. Somit können wir Christum mit keiner Klasse von Menschen zusammenstellen.

Wir kennen große Männer. Diese sind zwar Gegenstand unserer Bewunderung, aber jeder Versuch der Nachahmung wird zum Zerrbild. Darum sind sie uns keine Ideale.

Wir haben auch ganze Männer. Unter den Heiligen finden wir sie in Menge, manchmal auch unter denen, die nicht heilig gesprochen sind. Aber wenn schon jeder von ihnen seine Vollkommenheit nur auf einem eng begrenzten Gebiet entfaltet, so ist es uns selbst auf diesem nur in beschränktem Maße möglich, sie nachzuahmen.

Sehr wenige von diesen ganzen Männern wurden große, noch weniger aber von den großen waren ganze Männer. Solche, welche große und ganze Männer zugleich gewesen, also ganze Menschen, sind die seltensten.

Christus ist nicht wie die großen Männer der Geschichte, soweit sie überhaupt diesen Namen verdienen. Er ist nicht einmal ein ganzer Mann in dem engen Sinne wie andere. Über Völker und Zeiten, über jedes Alter und Geschlecht erhaben, läßt er sich nur ein ganzer Mensch nennen, aber in viel weiterem Sinn als die wenigen, die diesen Namen verdienen. Obwohl Fleisch von unserem Fleisch und Gebein von unserem Gebein, ist er allein das vollendete Urbild des Menschen, der einzige, dem wir keine menschliche Schwäche nachweisen können, der einzige, der alles, was wir vom Menschen an Vollkommenheit erlangen, im höchsten Maße aufweist, der wahre, der ganze Mensch, wie er sich selbst am besten nennt, der M e n s c h e n s o h n.

12. Und merkwürdig! Große Männer bleiben un-nachahmlich. Und er, größer als sie alle, er, und er allein,

ist nachahmbar. Er ist das wahre, das einzige Ideal für alle, die ganze, wahre Menschen werden wollen. So groß und erhaben er ist, so ist er doch leicht nachahmbar für alle, und nachahmbar nicht bloß in einzelnen Stücken, sondern nach allen Seiten seines Charakters. Das macht, weil er allein der wahre, der ganze Mensch ist ohne jede Schwäche, ohne allen Mangel.

Wer immer also die menschliche Natur an sich trägt, muß zu Christus als zu seinem höchsten Vorbild aufblicken. Nicht bloß der Christ verehrt in ihm das Urbild der übernatürlichen Heiligkeit. Jeder, der die wahre Vollkommenheit der menschlichen Natur erreichen will, muß sich nach ihm bilden. Und nicht allein die Tugenden, zu denen uns der christliche Glaube anhält, sehen wir an ihm im höchsten Grade verwirklicht und zur Nachahmung vorge stellt, sondern auch alle Vollkommenheiten, die wir als Menschen schon zu üben verpflichtet sind.

So ist Christus der Abschluß der übernatürlichen Ordnung, aber auch das höchste Ideal für das natürliche Leben.

Das eine wie das andere, die wahre natürliche Vollkommenheit, die höchste übernatürliche Heiligkeit erreichen wir nur durch jenen, welchen der Vertreter der alten Menschheit der ganzen Welt vor Augen stellt mit den Worten: Ecce homo. O Mensch! Von Anbeginn verzehrest du deine Kraft im Streben, dich zur rechten Menschlichkeit emporzurufen. Siehe da den Menschen! Nach seinem Bilde gestalte dich, und du wirst es zum Menschen bringen. Seit Jahrtausenden mißest du Glück und Frieden, denn Gott, ohne den du nicht leben kannst, schien deine Wege zu fliehen, weil du ihn geflohen hast. Siehe hier den Menschen! Ihm wandle nach und sei sicher: bist du nur erst nach ihm zum ganzen Menschen geworden, so wirst

du in ihm die Gottheit und damit dein letztes Ziel finden⁷.

Bedeutung der Menschheit Christi und seines wahren menschlichen Lebens für unser sittliches Leben.

13. Lessing und Kant haben behauptet, die historische Persönlichkeit Christi sei von geringem Belang. Auf die Lehre allein komme es an. Wer diese vortragen habe, das sei gleichgültig. In neuerer Zeit wird dieses Wort nahezu Mode. Was liegt daran, heißt es, ob wir auch den Glauben an die Gottheit Christi preisgeben, was liegt selbst an dem geschichtlichen Jesus? Genug für uns, daß uns niemand den unvergleichlichen Schatz von Weisheit raubt, den wir an seinem Worte haben. Haben wir diesen gerettet, dann haben wir alles, was wir brauchen. Wozu also die Kämpfe um eine historische Persönlichkeit, wo alles auf deren Erbe ankommt?

Diese Christen wissen nicht, was sie an Christus haben. Bei allen andern Lehren wäre der eben ausgesprochene Satz richtig. Aber bei Christus gilt er nicht. Die Feinde des Glaubens wissen das recht wohl. Gerade darum scheiden sie so sorgfältig zwischen seiner Person und seinem Wort oder, wie sie sich selbst verratend sagen, dem bleibenden Kern seiner Lehre. Worte hat die Welt gar viele gehört. Worten Christi lassen sich andere gegenüberstellen, die höher klingen, wenn sie auch weniger besagen und nichts ausrichten. An den Worten läßt sich auswählen, deuteln, ändern. So kann man ihrer ledig werden, ihnen wenigstens alles ausreißen, was sie vom Himmel an sich haben, und sie ätzend und zersetzend auf das zurückführen, was sie mit den Worten des Buddha, des Konfuzius, des Mark

⁷ Augustin., Sermo 141, 4.

Nurel gemein haben. Und darauf ist es abgesehen. Selbst das **W e r k** Christi läßt sich auslegen nach eigenem Befinden, und aus seiner Stiftung kann man Stücke schneiden, wegwerfen oder behalten, wie es einem beliebt. Aber die **P e r s o n** muß man nehmen, wie sie ist. Sie läßt sich nicht zerlegen noch zerfehen. Von seiner Lehre kann man, ob es auch irrig ist, vorgeben, sie sei das natürliche Endergebnis der ganzen alten Kultur. Christus selber aber ist etwas so Eigenartiges, so Großes, so Einheitliches und Vollkommenes, daß man, auch wenn man ganz von seinem übernatürlichen, göttlichen Charakter absieht, sagen muß, eine solche Vollendung der menschlichen Natur sei weder das Ergebnis der vorausgehenden noch überhaupt einer andern menschlichen Kultur.

Unwillkürlich verrät das Fichte, wenn er sagt, das Gebot Christi, an ihn zu glauben und ihm nachzufolgen, sei eine ganz ungeheure Forderung; nach dem Prinzip der neuen Zeit sei sie völlig absurd⁸. Möge Gott dem armen Philosophen diese Lästerung gegen die göttliche Natur seines eingebornen Sohnes verziehen haben. Sie sind ja nur von dem Schrecken darüber ausgepreßt, daß die Persönlichkeit Christi, auch nur nach seiner menschlichen Natur betrachtet, einerseits ein so erhabenes Ideal der Vollkommenheit vor Augen stellt und anderseits ein Auswählen oder Teilen unmöglich macht, kurz, daß sie nur die Wahl übrig läßt, entweder ihm zu folgen in allem oder ihn zu verleugnen in allem.

Das ist aber gerade der Vorzug, wodurch die christliche Religion alle Moralsysteme übertrifft, auch vom rein menschlichen Standpunkt gemessen, daß sie ein Ideal aufstellen kann von vollendeter und doch reinsten menschlicher Vollkommenheit, das sich von ihr nun einmal nicht

⁸ F. G. Fichte, Staatslehre (G. W. IV 546 f.).

trennen läßt. Das macht sie, indes die schönsten Philospheme Luftgebilde bleiben, zu einer brauchbaren Lehre, zu einer kräftigen Führung, zu einer lebendigen, für Menschen berechneten Stütze.

Nur zu häufig suchen sich Kleinmut und Feigheit mit der Ausrede auf die Gottheit Christi zu decken. Wenn er sagt: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr so, wie ich getan, auch tuet, dann heißt es: Ja, er hatte gut vollkommen leben, er war eben Gott! Als ob das hinderte, daß er auch Mensch gewesen gleich jedem von uns! Als ob es ihn nicht gerade deshalb größere Mühe gekostet hätte, zu leiden und sich zu demütigen! Hat er nicht in den Tagen seines Fleisches, wenn er gleich Sohn Gottes war, unter Tränen und durch Leiden lernen müssen, wie schwer der Gehorsam ist?

Das ist uns fast mehr Trost, daß wir an ihm einen Hohenpriester haben, der mit unsern Schwachheiten Mitleid tragen kann, da er selber gleich uns in allen Dingen versucht ward, als daß wir an seine Gottheit glauben. Das schneidet aber auch jede Ausrede ab, daß er nichts befohlen hat, was er nicht selber zuvor getan hätte. Das muntert uns auf, daß er in allem ein Beispiel gegeben hat, wie wir leben sollen und können.

Jede seiner Taten ist also unsere Lehre⁹, eine Richtschnur der Frömmigkeit und Tugend für alle. Deshalb hat er die menschliche Natur angenommen, damit wir auf sein Beispiel der Heiligkeit und Religiosität wie auf ein schönes Gemälde hinblicken und daraus Bewunderung und Begeisterung zur Nachahmung schöpfen¹⁰. Darum wird

⁹ Greg. Mag., Dialog. 1, 9; 3, 21.

¹⁰ Basilius, Constitutiones monast. 1, 1. Lactantius, Instit. 4, 26, 26.

er zum Gericht gerade so wiederkommen, wie er zum Himmel gegangen ist, als Mensch¹¹, um alle Entschuldigung unmöglich zu machen. Wenn also irgendeine Wahrheit für das Leben von Bedeutung ist, so muß es die von der wahren Menschheit Jesu Christi sein.

14. Dieser Satz hat seine Geltung selbst für die übernatürlichen Lehren des Christentums, ja für das Streben nach der höchsten Heiligkeit¹². Jede Mystik, welche die Bedeutung der Menschheit Christi und seines menschlichen Lebens und seines Leidens unterschätzt, muß auf die schlimmsten Abwege geraten. Die Geschichte der Mystik zeigt das in abschreckendster Weise an den Bergarden, den Illuminados und den Quietisten¹³. Deren Irrungen tragen freilich wegen ihrer scheinbaren Erhabenheit und Geistigkeit manches Verführerische an sich. Sogar die hl. Theresia ließ sich einmal auf kurze Zeit durch einige Bücher irreführen und meinte besser zu tun, wenn sie statt im Andenken an die Menschheit Christi mehr der Betrachtung der Gottheit lebte. Sie beklagt das aber als großen Schaden und warnt alle, auch die am höchsten geförderten Seelen, sich von diesem Irrtum fesseln zu lassen¹⁴.

Mit Recht sagt hierüber Tauler: Nimmer wird der Mensch so hoch steigen, daß er je über die Fußstapfen unseres Herrn hinauskommen sollte. Ähnlich spricht Geuse: Laß dir Jesum Christum in deinem Herzens- und Seelen-

¹¹ Apg. 1, 11. Thomas 3, q. 59, a. 2.

¹² Scaramelli, Mystik I 2, 11—13 Schram, Theol. myst. §§ 105—110 268—270 324, coroll. Rodriguez II 7, 1—9. Godinez-Reguera, Theol. myst. I. 2, q. 1; I. 4, q. 4 (I 475 ff. 865 ff.).

¹³ Schram, Theol. myst. § 107, schol. Godinez-Reguera I. 2, q. 1, n. 24 ff.

¹⁴ Tereja, Leben Kap. 22; Seelenburg 6, 7. Ribera, Vita S. Ter. 4, 4, 80 (Boll.).

grund allezeit offenbar sein, so daß du ihn in dich bildest und ihn ohne Unterlaß ansehest, wie vollkommen sein Leben, sein Wandel und sein Gemüt war, wie gelassen, wie einfältig, wie züchtig, demütig, geduldig und aller Tugend voll er war. Meine Menschheit, läßt er ein anderes Mal Christum sagen, ist der Weg, den man gehen, mein Leiden ist das Tor, durch das derjenige gehen muß, der zu dem will kommen, das du suchest¹⁵.

15. Weil viele das nicht fassen, wissen sie auch nicht, was mit dem Besuche der Kirchen anfangen, was von dem Verkehre mit dem Herrn im Sacramente halten. Ist denn Gott, fragen sie, nicht überall zugegen? Kann ich vor ihm in freier Natur das Knie nicht ebensogut beugen wie vor dem Tabernakel?

Gewiß! Und doch hast du etwas, o Mensch, was du nirgends findest als dort, wo er im Sacramente weilt, deinen Bruder, denselben, der für dich auf Erden duldete und starb, denselben, der fühlt und denkt, der weinte und sich freute gerade wie du in deinem armen und doch so reichen menschlichen Herzen, denselben, der dir ein so unvergleichliches Beispiel dafür gegeben hat, wie rein, wie heilig, wie demütig, wie andächtig und gottergeben der Mensch sein kann.

Die Gottheit Christi, die du im Sacramente genießeest, ist keine andere als die, welche Himmel und Erde und Wald und dein Stämmerlein wie dein Herz füllt. Die mit der Gottheit vereinigte Menschheit aber hast du nie als in diesen Stunden heimlicher Vertrautheit und Nähe.

16. Wie arm, wie unaussprechlich arm ist also der Mensch, der Christum nicht hat! Hat er Christum den Menschen nicht, so hat er auch Gott nicht. Denn einer allein ist

¹⁵ Denifle, Das geistliche Leben ¹ 166 f. 307, ² 148 311.

Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus¹⁶.

Da sagt man: Kann ich denn nicht selbst Gott finden? Was brauche ich dazu Christus? Als ob Christus nicht selber der wahre Gott wäre! Da sagt man: Kann ich nicht selber leben? Bin ich mir nicht Mensch genug? Und wenn ich wahrhaft menschlich lebe, finde ich dann nicht Gott? Als ob Christus nicht der einzig vollkommene Mensch, als ob er nicht das einzige Vorbild wäre, nach dem wir uns und dadurch Gott finden können!

Christus als Gott ist das Ziel, nach dem wir streben, Christus als Mensch der Weg, auf dem wir gehen¹⁷. Er ist der Weg, er die Wahrheit, er das Leben. Suchst du die Wahrheit, so halte dich an den Weg Christus. Willst du das Leben, du findest es wieder nur auf diesem Weg. Er ist das Ziel, zu dem du gehst, er der Weg, auf dem du zu ihm kommst. Durch kein anderes Mittel kommst du zu ihm als einzig durch ihn¹⁸. Zu Christus kommst du nur durch Christus¹⁹, zur Gottheit nur durch seine Menschheit²⁰. Die Gottheit ist das Ziel, die Menschheit ist der Weg²¹. Der Weg ist Christus in der Menschheit, das Ziel derselbe Christus nach seiner Gottheit²².

¹⁶ 1 Tim. 2, 5; vgl. hierzu Augustin., Sermo 240, 5; 293, 7; Civ. Dei 9, 15, 2. Thomas 3, q. 26, a. 2. Gotti, De gratia Christi q. 3, d. 5. Scheeben, *Mysterien* 389 ff.

¹⁷ Augustin., Sermo 123, 3; In Io. tr. 34, 9.

¹⁸ Augustin., In Io. tr. 13, 4

¹⁹ Leo Mag., Sermo 66 (67), 6 (Ballerini).

²⁰ Augustin., Sermo 141, 4; In Ps. 134, 5; In Io. tr. 69, 2.

²¹ Augustin., In Io. tr. 42, 8.

²² Thomas, In Io. 14, lect. 2, c.

2. Ecce agnus Dei.

1. Schon das Altertum fand, wie Plinius berichtet, eine bewunderungswürdige Tat der Kunst in dem Meisterwerk des Rhodiers Agesander und seiner Söhne Polydor und Athenodor, der großen Laokoongruppe¹. Das Urteil der Nachwelt stimmt mit dem des Plinius überein. In dieser Schöpfung hat die antike Kunst so ziemlich ihr Höchstes geleistet. Es wäre eine Übertreibung, wie es dieser Ausdruck jedesmal ist, wollte man sagen, daß sich die alte Welt damit selber übertroffen habe. Die Wahrheit aber ist, daß sie mit ihr sich selber lebensstreu getroffen hat.

Der Schmerz, der sich in allen Muskeln und Sehnen ausprägt, die gewaltigen Anstrengungen dieses edeln, kraftvollen Körpers, die Hilflosigkeit in den sich stetig mehrenden Umschlingungen der Schlangen, das halb fragend, halb verzweifelnd zum Himmel gerichtete leere Auge, das alles ist ein Bild für den Geist, für das Leben, für die Geschichte des Altertums.

Das Opfer hat sich lange mit Heldenkraft gegen die Ungeheuer gewehrt, die die Gottheit ihm, ihrem ungetreuen Priester, zur Strafe für seinen Ungehorsam zugesandt hat. Wie der wilde Stier das Opferbeil, das ihm vor dem Altar in den Nacken geschlagen worden ist, mit Wutgebrüll von sich schleudern will, so hat Laokoön erst mit ungebrochenem Troß an seinen schlüpfrigen Ketten

¹ Plinius, Hist. nat. 36, 4 (5), 24.

gerüttelt und Fluch und Geheul zu den Sternen geschleudert². Nun sieht er das Vergebliche seiner Bemühungen ein. Er ergibt sich widerstrebend ins unvermeidliche Schicksal. Mit dem halbunterdrückten Seufzer unendlicher Todeswehen dringt ein halblauter Ruf um Erbarmen aus dem erstarrenden Munde zum Himmel.

So sehen wir ihn vor uns. Noch ist ein Rest von Leben in ihm. Ob dieser Schrei nach Hilfe dort oben gehört wird? Wir wissen es nicht. Das allein wissen wir, daß der Freveler, der jetzt für seinen Ungehorsam büßt, auf Erhörnung kein Unrecht hat. Das ist unleugbar gewiß, daß, wenn in diesem letzten Augenblick noch Rettung für ihn erscheint, dies reine, unverdiente Gnade ist.

2. Auch die Menschheit hat sich ihr Schicksal, das sie mit Schlangentwindungen umflammt, durch Untreue, durch Ungehorsam gegen Gott zugezogen. Der erste Schritt, den der Mensch in seinem Stolze wagte, bestand darin, daß er sich von Gott losriß. Das Ziel, das er im Auge hatte und das er bei jeder Sünde abermals vor sich hat, ist, sich frei von Gott fühlen zu können.

Er hat es erreicht. Naturnotwendig mußte er es aber auch mit dem Preis bezahlen, daß er sich Gott und daß er Gott sich fremd, ja feindlich gegenüber fühlte.

Die Macht und Majestät eines ewigen Gottes aber, von dem er sich frevelnd losgesagt hatte, erzürnt und zur Strafe gewaffnet sich entgegenstehen zu wissen, dieses Bewußtsein mußte ihn erdrücken. In dieser Stellung konnte er nicht stehen bleiben. Nachdem einmal der erste Schritt geschehen war, konnte der zweite nicht ausbleiben. Einen unendlichen, einen allmächtigen, einen heiligen, einen unbestechlichen und gerechten Gott als Feind zu denken, das kann der Sünder

² Virgil., Aen. 2, 222—225.

nicht ertragen. So kam er alsbald dazu, ihn ganz zu verworfen und statt seiner sich selbst Götter nach eigenem Sinn zu schaffen. Mit ihnen hoffte er besser zu fahren.

Aber nichts schlägt den Menschen mehr als die Eingebung seines trotzigsten Stolzes. Statt des einen beleidigten Gottes, der bei aller Strenge nie der Liebe und Gerechtigkeit gegen die vergibt, die er nach seinem Bilde geschaffen, hatte der Mensch nun deren unzählige sich gegenüber, Götter, die er sich selbst gemacht nach seinem Bild und Gleichnis, lechzend nach Blut, glühend von Menschenhaß, die Kali, den Civa, den Ahriman, den Moloch. Statt einer liebevollen Vorsehung wußte er nichts mehr über sich als blinden Zufall oder eisernes Schicksal ohne Liebe, ohne Herz, ohne Gerechtigkeit. Wie ein unheimlicher Alp lastete selbst auf den heitern Griechen der Gedanke an Götter voll Neid, voll tückischer Schadenfreude, voll Lust und Macht zum Schaden³.

Was unter dem Einfluß dieser Vorstellungen aus der Religion werden mußte, ist einleuchtend. Dem frivolen Griechen sank sie zu leichtfertiger Deisdämonie oder auch zu lästerlichem Spott über die Gottheit herab⁴. Bei den ernstern Römern wurde sie zur düstern Superstition⁵, d. h. zu einem unbestimmten Mißbehagen der Furcht⁶, zu dem Gefühl peinlicher Ungewißheit über Gesinnung und Absicht, über Gnade und Ungnade der unheimlichen jenseitigen Wesen, kurz, wie Polybius sich ausdrückt, zu einem Druck auf das öffentliche und auf das Privatleben, der nicht mehr größer sein konnte⁷.

Daraus ergab sich das Bestreben, sich durch alle denkbaren Mittel diese schadenfrohen, böshaften, unzuverlässigen

³ Plutarch., De superst. 2.

⁴ Petronius 137.

⁵ Cicero, Inv. 2, 54.

⁶ Theophrast., Charact. 16.

⁷ Polyb. 6, 56. 8.

Geister günstig, ja dienstbar zu machen. So verstehen wir es, daß Plinius sagen kann, die ganze alte Welt sei der Zauberei ergeben gewesen, so handgreiflich auch der Betrug bei diesem Possenspiele sei⁹.

Die erste, gesündeste und naturgemäße Äußerung der menschlichen Vernunft — denn das ist die Religion — ward unter dem Druck solcher Anschauungen, wie Plutarch richtig sagt, zu einer ungesunden, fieberartigen Stimmung⁹. Was den Menschen ehevor über die Erde, über sich selbst, ins Reich der höchsten Ideale erhoben hatte, der Glaube an etwas Höheres, an Gott, war nun, wie es stets bei dem Sünder ist, der nicht mehr umkehren will, eine Last geworden, die ihn, nach dem Ausdruck desselben Schriftstellers, zu zermalmen drohte¹⁰.

Die Wirkungen einer solchen Verirrung konnten nur die traurigsten sein, die sich ersinnen lassen. Fast jede andere Leidenschaft wird doch wieder zu einem Stachel, der die Seele zur Übung ihrer Kräfte antreibt, und zu einem Wegstein, der den Geist in manchen Dingen schärft. Ungerechtfertigte und übertriebene Furcht aber legt sich wie ein Bleigewicht auf den Geist und auf alle Kräfte des Menschen¹¹. Das, was die Menschen aus der Religion gemacht hatten, war, wie die Griechen schon in ihrem Wort ausdrückten, eine Verwirrung, eine Fessel des Geistes, die ihn im Denken lähmte, seine Ruhe störte, seine Kräfte unterband¹². Das sind die eigensten Worte eines der gelehrtesten Griechen, eines der begeistertsten Verehrer des Altertums. Hatte Plutarch bei diesen Worten die Gestalt des Laokoon vor Augen? Als dem Günstling Trajans und

⁹ Plin. 30, 1, 1.

⁹ Plutarch. a. a. D. 1.

¹⁰ Ebd. 2.

¹¹ Thom. 1, 2, q. 44, a. 3 4.

¹² Plutarch. a. a. D. 3.

Sadrians war es ihm nicht schwer, Zutritt in den esquilinischen Palast des Titus zu erlangen, wo dessen Statue stand. Wir möchten fast glauben, er habe dieses Urteil über die heidnische Religion im Angesichte des versteinerten, mit dem Tode ringenden Götzenpriesters niedergeschrieben.

3. Die Furcht vor solchen Göttern war aber noch lange nicht das schlimmste. Sie lähmte und drückte doch bloß nieder¹³. Das Beispiel der Götter aber, die Leidenschaften, die der Mensch ihnen zuschrieb, erniedrigten und entwürdigten den, der sie verehrte, tief unter das Tier.

Es übersteigt alles Maß von Unverschämtheit, klagt Plinius, was man diesen Göttern an Treulosigkeit, an Zanksucht, an Gehässigkeit beilegt. Sogar für Diebstahl und gemeine Verbrechen gibt es besondere Schutzgottheiten¹⁴. Man weiß nicht, was besser sei für die Menschheit, an gar keine Gottheiten glauben oder an solche, über die man erröten muß¹⁵. Was heißt das anderes, sagt Seneca, als unsere Laster entflammen, wenn man sie den Göttern beilegt?¹⁶

So mußte es freilich kommen, daß den Menschen alle Scham vor der Sünde benommen wurde, wenn sie an solche Gottheiten glaubten¹⁷. So mußte die Tugend als unmöglich, so mußte das Streben nach ihr als Torheit, so mußte das Laster als Tugend und als einziges Mittel erscheinen, um der Gottheit gleich und lieb zu werden.

Zwar eiferten die Philosophen mit anerkennenswertem Mut gegen dieses Verderben. Die drei größten Geister der griechischen Philosophenschulen, Sokrates, Plato, Aristoteles,

¹³ Plutarch., De superstit. 2; Lucret. 1, 63 ff.

¹⁴ Plinius, Hist. nat. 2, 5 (7), 4.

¹⁵ Ebd. 2, 5 (7), 6.

¹⁶ Seneca, De brevit. vitae 16, 5.

¹⁷ Seneca, De vita beata 26, 6.

verlangten unerschrocken, daß man die Dichter und Künstler und Schauspieler, die solch verführerische Beispiele unter das Volk brächten, des Landes verweise oder strenge bestrafe¹⁸. Allein, sie hatten keine Macht, um ihren Worten Nachdruck zu geben. Beispiel und Verführung aber haben übermenschliche Kraft, so daß ihnen kaum die Übermacht göttlichen Einflusses ihre verheerende Wirksamkeit benehmen kann.

Hier aber traten mit der verführerischen Wucht menschlicher Sündhaftigkeit die Laster in Bund, die die Götter selber übten. Wie sollte die Menschheit da nicht unterliegen? Die Philosophen selbst, die sich in Worten dagegen sträubten, erlagen dieser erniedrigenden Macht. Diesem Beispiel zu widerstehen war der weise Sokrates, war der gelehrte Aristoteles, war der eiserne Sittenrichter Cato so wenig imstand als irgendein leichtsinniger Jüngling von Athen oder von Rom. Sie nahmen als unvermeidliche Mitgift menschlicher Schwäche Sünden hin, die wir nur als die äußersten Verirrungen eines verlorenen Lebens betrachten können. Keine Weisheit, keine Strenge rettet sie vor diesen Schlingen. Einen Augenblick sträubte sich ihr Verstand, ihre bessere Natur, aber bald erlagen sie, vielleicht zu Anfang noch mit Ekel, und schließlich küßten sie die Schlangenfesseln, in deren Umschlingung sie erstickten.

4. Nun sind aber, wie Plato sagt, schon jene Menschen, die an keine Gottheit glauben, wenn sie auch zufolge einer minder schlechten Naturanlage eben nichts Böses tun, bloß um ihres Unglaubens willen nicht nur sich selber zum Verderben, sondern auch dem Gemeinwohl. Noch schlimmer ist es, sagt er, wenn sie sich nicht damit begnügen, für ihre Person ungläubig zu denken, sondern wenn sie ihr Unglaube

¹⁸ August., Civ. Dei 2, 7.

noch überdies zur bösen Tat und damit zum öffentlichen bösen Beispiel ermutigt¹⁹. Was soll man dann erst von dem verderblichen Einfluß jener denken, die an Götter glauben, wie sie das Heidentum lehrte? Solche müssen fast eine Ehre darein setzen, ihre verbrecherischen Vorbilder nachzuahmen und deren Taten auf Erden einzubürgern. Eine ansteckendere Pest der Sündhaftigkeit, eine reizendere Schule der öffentlichen Sittenverderbnis läßt sich nicht denken, als der alte Götterglaube war.

Ist es aber einmal so weit gekommen, daß die öffentliche Religion selbst die Pflanzstätte der öffentlichen Lasterhaftigkeit geworden ist, dann sind alle geistigen und sittlichen Güter, die das Leben veredeln und wertvoll machen, vergeudet, dann sind die Grundsteine der öffentlichen Ordnung erschüttert. Denn Religion und treffliche Gesetze und gute Sitten sind die Unterlagen, auf denen jedes Gemeinwesen beruht²⁰. Ohne diese kann kein Staat bestehen, kein öffentliches Leben gedeihen. So Plato und Polybius.

Die moderne Welt widerspricht freilich beharrlich dieser Folgerung. Selbst wenn sie für das Privatleben die Notwendigkeit der Religion und den Zusammenhang von Religiosität und Sittlichkeit zugesteht, so leugnet sie beides entschieden, sobald es sich um die Öffentlichkeit handelt. Und gerade der antike Staat muß ihr als Beweis für die Behauptung dienen, daß der Glaube fehlen, und daß doch das öffentliche Wohl aufs beste bestellt sein könne. Denn wie alles, was das Altertum hervorgebracht hat, wird auch sein Staatsleben als die höchstmögliche Errungenschaft menschlicher Kultur, als die Blüte der echten Humanität bezeichnet.

¹⁹ Plato, Leges 10, 15, p. 908, c.

²⁰ Ebb. 13, p. 905, d ff.; 16, 909, d ff. Polyb. 6, 47, 1; 6, 56, 8—12.

Das Zeugniß der *G e s c h i c h t e* lautet indessen anders. Und nach dem soeben Betrachteten müssen wir sagen, daß es nicht Zufall, sondern Nothwendigkeit war, wenn diese mit so viel Opfer, mit so viel Heroismus, mit so viel Geist begründeten Gemeinwesen von Athen, von Sparta, von Rom einer solch unerträglichen Ausartung anheimfielen.

Es wäre schon schlimm gewesen, wenn die alten Religionen, wie man gewöhnlich sagt, bloß keinen sittlichen Gehalt gehabt und keine sittlichen Ideen eingepflanzt hätten. Dann wären sie indes doch nur für das Leben unnütz gewesen. Nun aber nahmen sie gerade umgekehrt den Menschen allen sittlichen Gehalt und Halt, pflanzten die unsittlichsten Ideen in die Herzen und forderten durch den Hinweis auf die Götter dazu auf, die schändlichsten Gelüste des Herzens öffentlich zur That zu machen. Da mußten die Völker ausarten, und ihre besten Schöpfungen mußten verderben.

Es war darum *u n v e r m e i d l i c h*, daß der römische Staat durch die Folgen der öffentlichen Lasterhaftigkeit täglich mehr zur Wüste ward²¹, obschon man die künstlichsten Gegenmittel erdachte²², obschon man durch Strafen die Eheschließung erzwang, obschon man aus fernen Ländern den Zug der Menschen nach dem Herzen des Reiches lenkte. Es mußte so kommen, daß das wölfische Blut, das der Römer statt der Muttermilch in seine Adern gesogen hatte, zuletzt den Charakter des ganzen Volkes so verwilderte, wie es die Bürgerkriege und die Kaiserzeit beweisen. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Grieche, erzogen zu den Füßen seiner sinnlichen, üppigen, hinterlistigen Götter, schließlich zum

²¹ Polyb. 37, 4. Horat., Ep. 2, 2, 81. Seneca, Tranq. 2, 13. Pausanias 10, 4, 1; 32, 10; 8, 33. Mommsen, Röm. Geschichte III⁶ 530 ff. ²² Tacitus, Annal. 14, 27.

Ausbund aller Laster²³, und daß sein Name sprichwörtlich für jede Art verächtlicher Niedertracht wurde²⁴. Unaufhaltfam schwoh der Strom des Verderbens an und riß selbst die Widerstrebenden mit sich fort. Kein Versuch der Abhilfe vermochte ihm Einhalt zu tun.

Man kann sich leicht denken, welcher Schmerz das Herz der Alten bei dieser Wahrnehmung erfüllen mußte. War doch das öffentliche Leben das einzige Gut, das sie kannten, um dessentwillen ihnen das Dasein allein Wert zu haben schien. Daher der Menschenhaß oder der bittere Hohn, in dem sie ihrem gepreßten Herzen Luft machten. Selbstmord, Massenmord, Morden aus reiner Lust am Entsetzlichen, Morden aus Langeweile, Morden aus Bedürfnis nach Aufregung ward zur Modesache. Die Menschheit war entsetzlich gleichgültig, das Leben furchtbar wertlos geworden.

5. Je weniger aber die öffentliche Welt Befriedigung verschaffte, um so bitterer empfand man die *i n n e r l i c h e* *B e e r e*. Gerade deshalb flüchtet sich ja der mit sich selbst zerfallene Mensch in die Außerlichkeit, um der unerträglichen Zerrüttung seines Innern zu entgehen. Stößt ihn aber auch jene ab, so wird er mit um so größerer Wucht auf sich selber zurückgeworfen.

Die kennen das Altertum schlecht, die da glauben oder doch wollen glauben machen, daß die Menschen damals ruhig und ohne Gewissensaufruhr ihren Lastern nachgegangen seien. Die menschliche Natur ist zwar durch den Fall in die Sünde tief zerrüttet, aber die ihr angeborene Güte ist nie ganz zu verwüsten. Durch alle Greuel und Ab-

²³ Plinius, Hist. nat. 15, 5 (4): Graeci vitiorum omnium genitores.

²⁴ Cicero, De orat. 1, 22, 102; Pro Flacco 4. Iuv. 3, 76—78. Tacitus, De orat. 3. Lucian., De mercede conductis 17, 40.

scheulichkeiten, die den Weg des Heidentums kennzeichnen, geht ein Zug von tiefer Schwerkut und von Unzufriedenheit des Menschen mit sich selber. Ein unendliches Weh um ein verlorenes unbekanntes Gut, ein unermessliches Ringen nach etwas Besserem kann keine gerechte Beurteilung den Heiden absprechen. Macht das ihre Verantwortung größer, wenn sie sich dann gleichwohl wieder in alle Sünden stürzten, um ihr Gewissen zu über-täuben²⁵, so liegt es doch auch darin begründet, daß sie der Rettungsfähigkeit nie völlig verlustig wurden.

Aus diesem Zug entsprang der rätselhafte Teil des alten Religionswesens, wir meinen die *Mysterien*. Man mag über deren Bedeutung denken, was man will, das ist wohl doch allgemein anerkannt, daß es das Bedürfnis nach Reinigung und Sühnung war, was sie hervorrief und was ihnen ein so zähes Leben und so zahllose Teilnehmer verschaffte.

Aber die Mysterien mit ihren heiligen Schauern schienen der Menschheit ein zu leichtes Mittel, als daß sie ihrem Drang nach Buße Genüge getan hätte. Sie wußte sich schuldig. Sie wußte, daß Schuld nur durch Buße getilgt wird. Sie wußte, daß Buße eine bittere und schwere Arbeit sein muß, wenn sie Wert und Erfolg haben soll. Und da niemand war, der ihr gesagt hätte, daß die beleidigte Gottheit nun zufriedengestellt, daß die Buße nunmehr angenommen sei, so war sie unersättlich in Erfindung neuer *Büßungen*.

Daher die Fasten und Enthaltungen, die mehr oder minder zu jedem Opfer gehörten²⁶, daher die beständige Abtötung der Pythagoreer, daher die haarsträubenden Buß-

²⁵ Eph. 4, 19.

²⁶ Livius 39, 9. Ovid., Met. 10, 434. Tibull. 1, 3, 26; 2, 1, 11 ff. Wachsmuth, Hellen. Altertumskunde II¹ 2, 237.

übungen der Inder, die Geißelungen der Spartaner, die Schwitzhütten der Indianer²⁷, die Hinopferung in den freiwillig gewählten Tod durch Herabstürzen von Felsen²⁸, durch Ertränken, durch Verbrennen in langsamem Feuer²⁹. Und als ob ihnen das alles noch nicht tief genug ins Herz geschnitten, ihre Eingeweide nicht genug zerrissen hätte, so nahmen sie ihre Erstgeborenen und ließen sie vor dem Altar unter dem Opferrmesser verbluten, so legten sie ihre einzigen Kinder dem glühenden Gözenbild in die Arme und zwangen sich dabei zu fröhlicher Miene! Laokoön ist zu sehr mit seiner eigenen Not beschäftigt. Was kümmern ihn seine Söhne, wenn nur er sein Leben rettet! So fragt auch der Heide nicht nach seinen Kindern. Er fragt nicht einmal nach seinem eigenen Leben. Nur eines liegt ihm im Sinn, sich von den erstickenden Umschlingungen des Schuldbewußtseins loszumachen. Leben und Kinder und Gut und Blut und alles, was ihm heilig und teuer ist, opfert er gern und unter den größten Schmerzen, nur daß er das unerträgliche Joch der Sünde loswerde.

6. Je mehr er sich aber müht, desto mehr umstrickt ihn dieses Ungeheuer. Er hat es selbst herbeigerufen. Nun soll es ihm der Tod werden. Mit Verzweiflung hat er lange dagegen gestritten. Endlich sinkt ihm mit der letzten Kraft die letzte Hoffnung, sich selber zu retten. Wenn nicht eine höhere Macht ihm aus dem Verderben hilft, dann sieht er sich dem Untergang geweiht.

²⁷ Catlin, Manners and customs of the North America Indians I 97 f. Wuttke, Geschichte des Heidentums I 135. Waiz, Anthropologie der Naturvölker III 118 206 217 384; IV 129 152 f. 363.

²⁸ Ritter, Erdkunde IV 2, 595 f.

²⁹ Strabo 15, 1, 65 68. Plinius, Hist. nat. 6, 22 (19), 2. Curtius 8, 9. Bohlen, Das alte Indien I 278 ff. 286 ff. Kälb, Geschichte der Missionsreisen III 126 f. 173 f. Wuttke a. a. O. II 362 ff.

Jedoch, gibt es eine solche Macht? An seine eigenen, selbsterfundenen Götter glaubt er schon lang nicht mehr. Gibt es aber einen nicht von Menschen erfundenen, gibt es einen wahren Gott? Und wenn ja, wer hat ein Recht, von ihm Hilfe zu begehren, wer den Mut, auf ihn seine Hoffnung zu setzen, nachdem ihn die ganze Menschheit so lange beiseite gesetzt hat?

Hier haben wir die ganze antike Welt in der schrecklichen Lage *L a o k o n s*. Mit dem Leben, mit der Menschheit, mit sich selbst hat der Mensch, so wie wir ihn in den letzten Tagen des Heidentums finden, vollständig abgerechnet. Von der Erde hofft er nichts mehr. Das sagt uns dieser Blick, der sich in vollster Verzweiflung von ihr weg zum Himmel wendet. Dort oben glaubt das brechende Auge noch einen letzten Schimmer von Licht wahrzunehmen. Vielleicht ist auch das Täuschung. Wenn aber nicht, so muß die Hilfe rasch erscheinen, sonst kommt sie zu spät.

Das ist die *S t i m m u n g d e r W e l t* in dem Augenblick, da Augustus den Janustempel zum drittenmal schloß. Die Verkommenheit der Zeit und Welt hat ihren Höhepunkt erreicht. Das ist nicht bloß das Urteil des bitteren Juvenal³⁰, sondern auch des nüchternen Tacitus³¹, der immerhin noch manches Gute in ihr anerkennt³². Angesichts der täglich wachsenden Greuel, drückt er sich schmerzvoll aus, ist unser Herz mitten im Frieden müde geworden, von Schmerz erdrückt³³. Je mehr wir die Geschichte der Menschheit in alten oder in neuen Tagen erwägen, desto mehr gewinnt es den Anschein, als ob alles eitel Täuschung und Possenwerk sei³⁴. Wenn es überhaupt Götter gibt³⁵,

³⁰ Juvenal. 1, 149: Omne in praecipiti vitium stetit.

³¹ Hist., 2, 37: Corruptissimo saeculo.

³² Ebd. 1, 3.

³³ Tacit., Ann. 16, 16.

³⁴ Ebd. 3, 18.

³⁵ Ebd. 6, 22; 14, 12; 16, 33; Hist. 1, 3.

so ist jedenfalls sicher, daß sie ihren Schutz von uns zurückgezogen haben³⁶, daß sie ihren Jorn schwer auf uns lasten lassen³⁷. Ähnlich Livius in der berühmten Einleitung zu seinem Geschichtswerk. Unsere Sünden, sagt er, vermögen wir selbst nicht mehr zu ertragen, und die Heilmittel, die wir allenfalls gegen sie in Anwendung bringen könnten, sind uns ebenso unerträglich³⁸.

Noch schwärzer schildert Seneca die Zustände seiner Zeit³⁹. Wenn man ihn aber fragt, ob nach menschlichem Ermessen noch Heilung zu hoffen sei, so gibt er die trostlose Antwort: Wir schmieden Plan um Plan und greifen zu dem und dem und verwerfen es wieder und schwanken hin und her. Es ist eine wahre Torheit. Aber wer sagt uns, wann oder wie wir von dieser loskommen können? Keiner ist sich selber stark genug, um sich aus dem Sumpf, in den wir geraten sind, herauszuhelfen. Es muß ein anderer kommen, ein Stärkerer uns die Hand reichen, um uns herauszuziehen⁴⁰.

Aber wer hofft einen solchen unter den Menschen zu finden? O, ruft Cicero aus, welche eine Freude müßte das für die Welt werden, wenn sie einmal die Tugend vollkommen und lebendig schauen dürfte!⁴¹ Doch daran dürfen wir niemals denken, wehrt schon Plato ab, wenn nicht ein Lehrer der Offenbarung kommt, welcher die Kraft besitzt, uns diesen verlorenen Schatz wiederum aufzudecken⁴². So werden wir auf gebrechlichem Rahn in wilder Sturmflut mit steter Lebensgefahr herumgeschleudert. Wenn nicht

³⁶ Tacit., Ann. 14, 12.

³⁷ Ebd. 4, 1; 16, 16.

³⁸ Liv., Praef.: Nec vitia nostra nec remedia pati possumus.

³⁹ Seneca, Ira 2, 8.

⁴⁰ Seneca, Ep. 52, 2.

⁴¹ Cicero, Fin. 5, 24, 69.

⁴² Plato, Politicus 16, p. 272, d. Vgl. Seneca, Quaest. nat. 3, 30, 8.

Gott uns sein Wort zusendet, werden wir nie ein Fahrzeug haben, das uns in solchen Gefahren Sicherheit verschafft⁴³.

Diese und ähnliche Aussprüche, die in großer Anzahl erhalten sind⁴⁴, zeigen uns, daß die alte Welt am Schluß ihrer Entwicklung in volle Rat- und Hilflosigkeit, ja in wahre Verzweiflung versunken war.

7. In dieser äußersten Not erinnerte sich die Menschheit wieder ihrer alten Sagen. Bisher, da sie in stolzer Gottentfremdung sich selbst stark genug glaubte, da sie sich in den Genuß des Augenblickes versenkte, um sich zu betäuben und ihr Mißbehagen zu vergessen, bisher waren ihr diese wie eitle Fabeln erschienen. Jetzt war den Menschen, wie Livius sagt, die Gegenwart unerträglich, die Zukunft hoffnungslos geworden, jetzt war die Beschäftigung mit der Vergangenheit der einzige Trost, der sie vor dem Verzweifeln bewahren konnte⁴⁵.

Nun ging ihnen eine Ahnung davon auf, daß in diesen Weissagungen der Urzeit, die sie bei ihrem Rückblick in frühere, bessere Tage wiederfanden, doch mehr als leerer Wahn enthalten sein könne. Nunmehr begriffen sie, daß, wenn es überhaupt noch Hoffnung und Rettung gebe, diese in jenen alten Aussprüchen angekündigt sein müsse, an deren göttlichem Ursprung sie jetzt, durch die Not Klüger gemacht, nicht mehr zweifeln mochten.

O, daß du die Himmel zerreißen und herabsteigen wolltest! So hat der Prophet schon längst im Namen dieser späteren Geschlechter zu Gott emporerufen. Aber siehe, nun zürnest du, weil wir gesündigt haben und in der

⁴³ Plato, Phaedon c. 35, p. 85, c d. Xenoph., Memorab. 4, 4, 25; 3, 16.

⁴⁴ Stobaeus, Eclog. 2, 1 (Meineke II 1—5).

⁴⁵ Livius, Praefatio.

Sünde verharren. Können wir noch gerettet werden? Jedoch, o Herr, du bist ja unser Vater, du hast uns gebildet, das Werk deiner Hände sind wir alle. Zürne, Herr, nicht allzusehr, gedenke nicht mehr unserer Bosheit. Kannst du vor solcher Not dein Herz verschließen, kannst du uns ohne Hilfe dem Elend überlassen?⁴⁶

Seit alten Zeiten, sagt Suetonius, war im ganzen Morgenlande der Glaube verbreitet und unerschütterlich festgehalten worden, es sei eine göttliche Offenbarung, daß die Erneuerung der Welt vom Osten, und zwar gerade vom Volk der Juden ausgehen werde.⁴⁷

Dieser Glaube, die Überzeugung der Mehrzahl⁴⁸, wie Tacitus sich ausdrückt, wurde nun lebendiger als je. Jetzt, hieß es, sei der Zeitpunkt gekommen, wo er sich verwirklichen werde.⁴⁹

Auch ins Abendland drang dieser Ruf und fand dort so lebhafteste Beachtung, daß die eben genannten römischen Geschichtschreiber des Jahrhunderts sich genötigt sahen, diese Tatsache in ihre Bücher einzutragen.

Kam doch dieser Meinung die eigene Erwartung und die allgemeine Sehnsucht aller Völker entgegen!

Wir wissen aus Hesiod und aus Ovid, daß die Dichter aus den frühesten und nie verwischten Überlieferungen der Menschheit den Satz entnahmen, die Sitten seien einst reiner, die Zeiten glücklicher gewesen. In der Tat war es Gemeinglaube aller Länder vom Aufgang bis zum Niedergang, daß vor diesem ehernen und eisernen einmal

⁴⁶ Sj. 64, 1 5 8 9 12.

⁴⁷ Sueton., Vespasian. 4: Vetus et constans opinio esse in fatis. Vgl. Ios. Flav., Bell. iud. 6, 5 (31), 4.

⁴⁸ Tacitus, Hist. 5, 13: Pluribus persuasio inerat.

⁴⁹ Sueton. a. a. O.: Eo tempore. Tacitus a. a. O.: Eo ipso tempore.

ein goldenes Zeitalter der Unschuld und des Friedens geherrscht habe, und daß die Herrschaft des Bösen, das jetzt auf Erden das Zepter führte, nicht der ursprüngliche Zustand sei. Erst später sei die Sünde auf Erden erschienen und habe von ihrer Oberfläche jene seligen Tage vertrieben, die ehemals geherrscht hätten und einstens wiederkehren sollten.

Darum hatte die Menschheit die *H o f f n u n g* nie ganz verloren, daß die Sünde nicht ewig dauern werde.

Wo dormalen keiner den andern mehr verstehe, keiner sich mit dem Bruder vertrage, da werde dereinst wieder eine einzige Sprache und eine friedliche und selige Vereinigung alle Menschen umfassen. Also glaubten die Perser⁵⁰.

Nach den Sagen der Griechen erwartete selbst Prometheus einer alten Offenbarung gemäß Erlösung aus seiner Strafe⁵¹. Nur war ihm vorhergesagt, daß er so lang in seiner Drangsal bleiben müsse, bis ein Gott für ihn als Stellvertreter in die Niedervelt hinabsteigen und seine Qual übernehmen werde⁵².

Der *A u g e n b l i c k* für die Erfüllung alles dessen schien nun aber gekommen. Jetzt oder nie müsse die Neugestaltung der Welt erfolgen, so dachten, so sprachen alle. Schon unter Sulla erklärten die etruskischen Seher, es stehe eine vollständige Umänderung der Welt und eine ganz neue Ordnung der Dinge vor der Türe. Leben und Sitten der Menschen würden sich ändern, das Verhältnis zur Gottheit werde ein ganz anderes werden⁵³.

Seit den Tagen des Augustus aber war diese Hoffnung so lebendig geworden, daß die Menschen, vielleicht ohne

⁵⁰ Plutarch., De Iside et Osiri 47.

⁵¹ Aeschylus, Prometh. 873 f.

⁵² Ebb. 1026 ff. Apollodor. 2, 5, 4, 6.

⁵³ Plutarch, Sulla 7, 7 8.

es zu ahnen, wie öfter in ähnlichen Zeiten der Spannung, sich auf das Prophezeien verlegten. Unbekannt sind die Verse, in denen Virgil der Stimmung seiner Zeit Ausdruck gab. Die jüngsten Zeiten, von denen die Sibyllen geweissagt haben, die Zeiten, da die gestörte Weltordnung wieder erneuert, der letzte Rest unserer Sündhaftigkeit getilgt, die Gerechtigkeit, bisher von der Erde verbannt, auf sie zurückkehren und ein neues Geschlecht, vom Himmel geboren, die Welt beseligern werde, diese glücklichen Zeiten seien jetzt angebrochen.

Nun endigt das eiserne Alter,

Wieder erblüht die goldene Zeit auf dem Rande der Erde⁵⁴.

Schon bricht an, die längst prophezeit ist, die letzte der Zeiten, herrlich erneut sich die Menschheit, so wie sie von Anfang gewesen, Aus der Verbannung kehrt die saturnische Tugend zur Heimat, Neugeboren ersteht ein Geschlecht, geboren vom Himmel.

O der glänzenden Zeit, da die Folge der Sünden getilgt wird, Die wir verübt, da der ewigen Angst sich entlastet der Erdkreis!⁵⁵

Ähnlich schreibt Seneca: Die alte Ordnung kehrt wieder, jedes Wesen wird neu geboren, die Erde wird wieder einen Menschen zu sehen bekommen, der nichts um die Sünde weiß, der unter gnädigen göttlichen Vorzeichen geboren ist⁵⁶.

Ohne Zweifel waren die genannten Schriftsteller über den Inhalt ihrer begeisterten Worte so wenig im klaren als ihre Zeitgenossen über den eigentlichen Sinn ihrer Erwartung. Für die Welt, die so glücklich ist, deren Erfüllung erfahren zu haben, besagen diese Darstellungen mehr als für ihre eigenen Urheber. Dessenungeachtet sind sie ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die Sehnsucht nach einem Erlöser in der Fülle der Zeiten die ganze Menschheit erregte und angelegentlich beschäftigte.

⁵⁴ Virgil., Eclog. 4, 8—9.

⁵⁵ Ebd. 4, 4 ff. 13 f.

⁵⁶ Seneca, Quaest. nat. 3, 30, 7 8.

8. Begreiflich auch. Das Maß der Sünde hatten die Menschen bis zum Ekel geleert, das Maß ihrer Folgen, das Maß des Elends und der Hilflosigkeit bis zum Überströmen, bis zur Überschwemmung gefüllt. Untergang durch eigene Schuld oder neues Leben, dieses aber unmöglich durch menschliche, sondern nur durch göttliche Kraft, das war die einzige Wahl, die der Welt noch geblieben war.

Die Welt hatte sich ausgelebt. Die Völker siechten dahin, erlahmten und verschwanden von der Erde. Die Versuche, ihrer Lebenskraft mit fremdem, frischem Blut aufzuhelfen, hatten das Verderben vollends zu riesiger Größe gesteigert⁵⁷. Die Menschheit erkannte sich zum Aussterben, zum Tode verurteilt⁵⁸. Erschöpft war ihre geistige Kraft. Wissenschaft, Dichtung, Sprache sanken täglich tiefer. Erschöpft hatte sich die Ertragsfähigkeit der Länder. Italien, Griechenland, einst so gesegnete, fruchtbare Länder, waren zu Wüsten geworden. Erschöpft war der Reiz des Lebens, erschöpft das Vermögen, sich auf menschliche Weise zu vergnügen, erschöpft die Lust zum Leben, erschöpft der Glaube an die Menschheit, die sich so lange Jahrhunderte für selbstgenügend, für göttlich gehalten hatte. Die Zeiten waren voll geworden.

Und als die Fülle der Zeiten gekommen war, da sandte Gott seinen Sohn, um die zu erlösen, die unter dem selbstgeschmiedeten Joch der Sünde seufzten.

Damit hat er die Antwort auf die Frage gegeben, wie er so lange zusehen konnte, daß das Böse die unbestrittene Herrschaft auf Erden ausübte⁵⁹.

⁵⁷ Juvenal. 3, 60 ff. Tacitus, Ann. 14, 20. Seneca, Consol ad Helv. 6, 2; 7, 10.

⁵⁸ Polyb. 37, 4, 4 (ed. Dübner II, Par. 1859, 133). Döllinger, Judentum und Heidentum 691 ff.

⁵⁹ Epist. ad Diognetum 9.

Gott hat die Tugend nicht verlassen, die Sünde nicht freigegeben. Das Böse sollte sich aber auszeitigen und seine herben Früchte zur Genüge kosten. Die Welt sollte es erst einsehen lernen, wie bitter es für sie sei, daß sie den Herrn, ihren Gott, verlassen hatte⁶⁰. Der Stolz des Menschen mußte seine volle Ohnmacht inne werden, seine Herzenshärte mußte mürbe, seine Selbstvermessenhaft an sich irre werden, ehe der Kranke den göttlichen Arzt zuließ, ehe er auf die Worte des himmlischen Lehrers hören und sein Beispiel würdigen mochte.

Nie würde Gott der Sünde so großen Spielraum belassen haben, hätte er nicht längst voraus ein so wirksames Mittel in Bereitschaft gehabt, um sie wieder gut zu machen und weit zu überwiegen. Zwar schien die Sünde alles Maß überstiegen zu haben. Dennoch bewies die Gnade, daß ihr Maß noch reichlicher ist⁶¹.

9. Finsternis lag auf der Erde, und Dunkel bedeckte die Völker⁶². Immer düsterer wurde die Nacht, schrecken-erregend das Dunkel. Es war Mitternacht geworden, die Finsternis war vollständig.

Auf diesen Augenblick hatte die Gnade gewartet. Jetzt war es Zeit. Da kam das allmächtige Wort vom Himmel, wie ein Blitz im Wolkendunkel auf der ganzen Erde sichtbar, vom Thron des Völkerkönigs herab.

Eine mächtige Stimme rief dem Laokoon, der, verzweifelnd an der Rettung aus den Umarmungen der Schlange, sein Haupt schon zum Todesschlummer hinsinken lassen wollte, die neubelebenden Worte zu: Wach auf, du Schläfer! steh auf vom Tode, sieh hier deine Erleuchtung, Christus!⁶³ Und der Sterbende erhob das todeschwere

⁶⁰ Jer. 2, 19.

⁶¹ Röm. 5, 20.

⁶² Jf. 60, 2.

⁶³ Eph. 5, 14.

Haupt und schlug das brechende Auge auf. Siehe, welch ein Anblick! Im Dunkel hatte er die Augen geschlossen, er glaubte schon für immer. Und wie er sie nun öffnet, ist es Licht rings um ihn her geworden. Dem Volk, das im Lande der Todesschatten geschmachtet hatte, ist ein großes Licht aufgegangen⁶⁴.

Ein solches Licht hatte Laokoon noch nie gesehen. Er weiß nicht, träumt er oder sieht er. So glänzt doch kein irdisches Licht, so strahlt nicht einmal das Gestirn des Himmels, wie dieser Lichtkranz leuchtet! Armer Kranker, du bist noch vom Todesschlaf trunken, du weißt nicht, was du stammelst. Schlag auf die Augen und reibe sie, bis sie dir helle werden, und blick um dich. Freilich, das ist kein Licht, wie man es auf Erden zu sehen gewohnt ist. Siehst du nicht, wie die Sterne vor diesem Licht ihren Glanz verlieren und die Sonne selber erbleicht? Der Herr ist über dir aufgegangen, seine Herrlichkeit ist dir erschienen⁶⁵. Wie träumst du hier von irdischem Licht?

Doch was ist dir? Du vermagst den Blick zu diesem Glanz nicht aufzuschlagen, du wendest die Augen ab, du ruffst mit Entsetzen, daß dieses Licht für deine Augen zu helle sei, daß du bei seinem Schein noch völlig erblinden müßtest.

Daran magst du erst die volle Größe deiner Krankheit erkennen. Du hast nach Licht gerufen. Nun ist das Licht vor dir, und du kannst es nicht ertragen. Du bist am Verschmachten, weil du die Weisheit, nach der du lechzest, nirgends gefunden hast. Du liegst im Verschneiden, weil du ohne die Wahrheit nicht leben kannst. Und nun steht der vor dir, in dem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind, und du mußt gestehen, du sehest nichts! Dir wird im hellen Lichte dunkel!

⁶⁴ Jf. 9, 2. Matth. 4, 16.

⁶⁵ Jf. 60, 2.

Begreifst du hier, daß der natürliche Mensch nicht erfäßt, was des Geistes Gottes ist? Siehst du nicht, wie schwer du deine Augen geschädigt hast? Verstehst du jetzt, wie tief deine Sehkraft gefährdet, wie schlimm deine Krankheit sein muß?

10. Es hätte also der ersterbenden Menschheit nichts genützt, es hätte ihr Übel nur gesteigert, wenn der, der die Erwartung der Völker⁶⁶ seit den Tagen des Anbeginnes war, nur mit dem Lichte der Lehre und seines Vorbildes in ihrer Mitte erschienen wäre. Das kranke Auge, das sich vor dem Dämmerlicht empfindlich schließt, würde vom plötzlichen Glanz des Tages erst vollkommen zerstört werden. So hätte uns auch die Lehre, die uns Gott sandte, um die Wahrheit wieder auf Erden einzubürgern, nur abgestoßen, und das Beispiel vollendeter Tugend würde den Bösen, mit deren Werken es in so schroffem Widerspruche steht, unnütz, ja als Beschämung erscheinen. Der bloße Anblick solchen Lichtes müßte den Sündern unerträglich sein, wenn nicht eine weitere Hilfe mit dem Lichte geboten würde.

Ehe der Glanz der vollkommenen Tugend in den Herzen der Menschen jedes Gefühl von Glückseligkeit hervorrufen konnte, von dem Cicero spricht, mußten diese selbst einer durchgreifenden Reinigung unterworfen werden. Damit sie das neue Licht ertragen, damit sie in diesem Lehrer den von Sokrates verlangten Boten Gottes zu erkennen vermochten, mußte dieser erst an ihnen zum Arzt werden.

Diesem Bedürfnis trug der in seiner Weisheit Rechnung, der endlich auf Erden erschien, um den Ruf der Menschen nach Rettung zu erhören. Deshalb trat er mit den Worten auf: Der Geist des Herrn ist über mir; drum hat er mich

⁶⁶ 1 Mos. 49, 10.

gesendet, die gebrochenen Herzen zu heilen. Mit solcher Herablassung nahm er sich gerade der verkommensten Sünder an, daß der Haß und Stolz ihm das zum Vorwurf machte. Der, sagten die Pharisäer, kann nicht von Gott sein, sonst ließe er die Sünderin nicht zu sich; ein Freund der Sünder, ein Mensch, der die Sünder aufhebt, hat nichts mit Gott gemein. Eine Lehre, die sich zumeist an die Sünder macht, kann auf Göttlichkeit keinen Anspruch erheben, sagen in ähnlicher Weise die griechischen Philosophen⁶⁷.

Das ist eine Weisheit, würdig der menschlichen Torheit. Mit den Sündern haben sich die Menschen immerdar viel zu schaffen gemacht. Viele haben sie zerschmettert aus Verachtung und Zorn⁶⁸, viele vor jedermann ihre Schande und Schwäche aufgedeckt, nicht um sie zu bessern, sondern lediglich aus Wohlgefallen am Häßlichen, viele sie beschämt vor aller Welt, wenn sie sich gleich selber größerer Sünden schuldig geben mußten⁶⁹. Was haben sie damit der kranken Menschheit genützt? Haben sie auch nur einen dadurch von seinem Fall emporgerichtet, auch nur einen gebessert? Sittenrichter, Tadler, Spötter, Satiriker kennen wir zur Genüge. Wo aber in aller Welt ist einer zu finden, der zugleich Arzt und Freund der Sünder war?

Das muß die Tiefe göttlicher Weisheit sein, aus der das Wort dringen konnte: Kommet zu mir ihr alle, die ihr mühselig und niedergebeugt seid, ich will euch wiederherstellen. Jeder bloß menschliche Eifer gegen die Sünde hätte seine Ehre darin gesucht, den qualmenden Docht auszulöschen, das zerknickte Rohr völlig zu zertreten. Nirgendwo als im

⁶⁷ Celsus bei Origenes, Contra Cels. 3, 59 78; vgl. 3, 59—79 und August, Ps. 101, 1, 10; Sermo 352, 9.

⁶⁸ Iuvenal. 1, 79.

⁶⁹ Horat., Sat. 1, 3, 20.

Herzen Gottes kann eine Gerechtigkeit geboren sein, die verkündigt: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken; ich bin nicht gekommen, um die Gerechten, sondern um die Sünder zur Buße zu berufen. Einzig Gottes Unermeßlichkeit war imstande, in den unermeßlichen Abgrund hinabzureichen, in den die Sünde Mensch und Menschheit gestürzt hatte. Nur eine allmächtige Hand besaß die Kraft, die Versunkenen aus solchem Sturz emporzuheben.

11. Ein Arzt, der seinem Namen Ehre macht, begnügt sich aber nicht, das Übel von der Oberfläche verschwinden zu machen. Er sucht es in der Quelle, an seinem Ursprung zu heilen.

Die Sünde, die Krankheit des Menschen, der Menschheit, der Welt, ist Gottlosigkeit. Die schrecklichste Schilderung bleibt stets hinter der furchtbaren Wahrheit zurück, die in dem kurzen Worte liegt: Die Sünde ist Trennung vom Leben, ist Abfall von Gott.

Trennung vom Leben ist T o d , und gegen den Tod gibt es keine menschliche Hilfe. Losreißung vom Unendlichen eröffnet eine u n e n d l i c h e K l u f t , so unendlich wie die Kluft, die zwischen Tod und Leben liegt. Tausendmal seit jenem ersten Abfall hat die Menschheit versucht, sich Schwingen zu machen, den Flug gegen Himmel zu wagen. Jedesmal ist sie wie Ikarus versengt, zerschmettert zu Boden gefallen. Jeder solche Versuch bestätigte von neuem das Wort der Verwerfung: Es gähnt zwischen hier und dort ein unermeßlicher Schlund, und niemand wird ihn von hüben und niemand von drüben überschreiten.

Tod, unermeßlicher Abgrund liegt zwischen der Welt und Gott. Wenn nicht das Leben, wenn nicht der Unermeßliche sich in diese Kluft legt, so ist Leben und Hoffnung der Welt verloren.

Wie soll ein Mensch, so unermesslich klein, den unermesslich großen Schlund ausfüllen, den seine Sünde gemacht hat? Wie soll der den Tod mit seinem Leben aufwiegen, der selbst dem Tod verfallen ist? Nur der kann sein Leben als Ersatz für den Tod einlegen, der es nicht selbst zur Strafe verwirkt hat. Wer Sünde auf sich hat, der ist dem Tod als Beute verfallen, und Sünder ist jeder Mensch.

Es ist nur einer aus allen, der die ganze Welt aufzurufen vermochte: Wer aus euch wird mich einer Sünde zeihen? Zum Glück war das eben jener, der allein aus allen das andere Wort wagen konnte: Niemand nimmt das Leben vor mir; ich gebe es selber hin; ich habe die Macht, es hinzugeben, ich habe die Macht, es wieder zu nehmen.

Ein Mensch wie alle andern konnte den Menschen keine Rettung bringen. Dennoch mußte er ein Mensch sein wie jeder andere auch, sollte anders den Menschen Rettung werden. Es ist Gesetz ewiger, unabänderlicher Gerechtigkeit: derselbe, der die Schuld auf sich geladen hat, muß auch die Schuld wieder tilgen. Der die unendliche Kluft aufgerissen hat, der nämliche muß sie wieder schließen.

Der Mensch ist's, der gesündigt hat. Der Mensch muß wieder Sühne leisten.

Aber die Größe der Sühne muß der Größe des Verbrechens entsprechen. Ist die Schuld unendlich, so kann nur der Unendliche für sie Genugthuung bieten. Nie und nimmer kann ein Mensch für sich selber büßen. Nur zu wahr ist, was der Dichter sagt:

Der Mensch, auf sich beschränkt, ist nicht imstand,
Genugzutun für seine Schuld nach oben,
Denn Demut beugt ihn nie so tief zum Sand,
Als er in stolzem Trotz sich überhoben⁷⁰.

⁷⁰ Danto, Parad. 7, 97—100.

Und zwar muß es die volle, wirkliche Buße sein, die der Schuld der Menschheit gebührt. Einzig die größte aller Bußen, nur das Opfer von Blut und Leben, von Menschenblut und Menschenleben, kann die größte aller Schulden tilgen. Opfer, Blut und Tod eines Menschen, eines schuldlosen Menschen, eines Menschen, der nicht selbst den Tod verdient hat, eines Menschen, der zugleich der Unendliche ist, das alles zusammen ist allein das Mittel, um die Sünde aufzuwiegen.

Nur dann also, wenn die Menschheit der beleidigten Gottheit einen aus ihrer Mitte stellen kann, der ihre Natur und ihre Sünde trägt, einen, der mit der Schwäche des Menschen die Kraft und Größe des Unermesslichen vereint, einen Übermenschlichen, der ihr Blut vergießen, ihren Tod erleiden kann, einen Menschlichen, der weder ihrer Sünde noch ihrer Strafe verfallen ist, nur dann wird die Sünde ein Ende haben, nur dann wird die Kluft geschlossen, wird Leben und Gott wieder gewonnen sein.

12. Wie Abraham für seinen Sohn zum Widder griff, so haben bisher die Menschen an ihrer Stelle Stiere und Lämmer geopfert. Aber sie verstanden selber, daß durch das Blut der Tiere die Sünden nicht vernichtet werden können⁷¹. Hätten sie einmal das Bewußtsein erlangt, daß ihre Sünde gehoben sei, so hätten sie diesem schrecklichen Blutvergießen für immer ein Ende gemacht.

So aber hatten sie an diesen ununterbrochenen Opfern zwar keine Heilung der Schuld, wohl aber eine unaufhörliche Erinnerung daran, daß sie Sünder, und daß ihre Sünden noch immer nicht getilgt seien. Sie ließen Meere von Blut, in unerhörtem Frevel sogar Ströme von Menschenblut in diesen Abgrund gießen, in dem sie ver-

⁷¹ Hebr. 10, 4.

funken lagen. Sie sandten Wolken voll Opferdämpfen zum Himmel, der ihnen verschlossen war.

Umsonst. Das Blut füllte den Abgrund nicht und hob sie nicht an dessen Rand empor. Die Rauchwolken verhüllten nur den Himmel und sanken wieder zur Erde nieder, den Atem hemmend, die Brust beklemmend. Die Schuld blieb ungetilgt. Sie fühlten deren Last auf sich drücken trotz Blut und Opfer nach wie vor.

Wenn nicht ein Gesandter Gottes erscheint, das begriff die Menschheit endlich, der nichts um die Sünde weiß und dennoch unsere Sünde trägt, ein Bevollmächtigter Gottes und zugleich ein vollgültiger Stellvertreter für uns, der mit seinem Opfer an unsere Stelle tritt und büßt und leidet anstatt unser, die wir uns selber nicht zu helfen vermögen, so ist keine Rettung für uns.

Endlich erschien dieser Ersehnte der Völker. Er kam vom Himmel, aus dem Schoße Gottes, er trug aber unsere Natur.

Sofort bei seinem Eintritt in die Welt sprach er das Wort, in dem die Erlösung liegt: An Schlachtopfern und Brandopfern hast du kein Wohlgefallen, aber einen Leib hast du mir zubereitet; siehe, so komme ich denn zu vollbringen, o Gott, was seit Anbeginn bereits von mir geschrieben ist⁷². Dieser Leib, dieses Leben, dieses Blut soll für die Menschen hingegeben werden. Was die Völker von Anfang an gehofft haben, was die Welt mit Blut und Tränen Jahrtausende hindurch erfleht, wofür die Menschheit in Blut und Schmerzen Opfer ohne Zahl wie ohne Frucht gebracht hat, das alles will ich auf mich nehmen.

Und Gott ließ sich durch dieses Anerbieten bewegen. Aus Mitleid vergaß er des Erbarmens, verschloß sein Vater-

⁷² Hebr. 10, 5—7.

herz dem Sohn aus Gnade für den Sünder. Einst hatte auf Moria der Vater den todberreiten Sohn vom Altar herabgehoben und statt dessen ein Tier auf das Opferholz gelegt. Nun schaffte der Vater die Opfertiere vom Altare weg und legte an ihre Statt den eigenen Sohn aufs Todesholz. Er legte die Missetaten von uns allen auf ihn.

Eine furchtbare, eine unendliche, eine tödliche Last!

Ecce agnus Dei! Siehe hier das Gotteslamm, das auf seinem Leib unsere Sünden am Holze trägt.

Alle andern Menschen tragen nur ihre eigene Last. Gottes Sohn hat selber keine Last und trägt doch die häßlichste, die größte aller Lasten, die Sünden der ganzen Welt, selbst seiner Kraft unerträglich. Das Ebenbild des Wesens Gottes, der Abglanz seiner Herrlichkeit, trägt er mit dem bloßen Wort seiner Macht das All, und es kostet ihn keine Mühe. Aber diese Bürde erträgt er nicht, vor dieser Last sinkt das Leben in den Tod, unter dieser Wucht erliegt seine göttliche Macht, er wird zermalmt in Schwachheit.

13. Bis zu diesem Augenblick hatte der Tod unbestritten auf Erden die Herrschaft geführt. Nun trat das Leben auf zum Kampf wider ihn.

Es war ein merkwürdiges Ringen, als der Tod mit dem Leben um das Leben, als das Leben mit dem Tod um den Tod stritt.

Es war ein seltsamer, unerhörter Sieg. Indes das Leben im Tod unterlag, ist der Tod dem Leben erlegen. Verschlungen ist der Tod im Sieg. Tod, wo ist nun dein Sieg? Tod, wo ist nun dein Stachel? Des Todes Stachel war die Sünde. Die Sünde ist getötet, und der Tod ist daran gestorben.

14. Eine unendliche Kluft lag bisher zwischen uns und zwischen Gott. Niemand kam je von hier aus zu Gott, niemand, solange die Kluft geöffnet blieb, von Gott zu uns.

Nun hat sich der Unendliche in diese Luft gelegt. Nun ist jede Tiefe gefüllt. Wo ehemals Abgrund, da ist jetzt gebahnter Weg. Was rauh war, ist eben, was unwegsam, zum bequemen Pfade geworden. Niemand kommt zu Gott, außer durch ihn, der unser Versöhner und unser Mittler geworden. Durch ihn haben wir Zutritt voll Vertrauen und Zuversicht zu dem, der aus dem beleidigten Gott zu unserem Vater geworden ist. Durch ihn, den Erstling der Toten, ist das Leben wieder erworben. Durch ihn, den Erstgeborenen von den Toten, ist Friede geworden zwischen Himmel und Erde, ist alles versöhnt, Gott versöhnt mit dem Menschen, versöhnt der Mensch mit sich, versöhnt mit dem Leiden, versöhnt mit dem Leben, versöhnt mit der Welt.

15. Zur selben Zeit also, da in der Hauptstadt der Welt das Heidentum mit so unvergleichlicher Treue seinen Todeskampf in dem Bild Laokoons darstellte, des königlichen Priesters, an dem die Gottheit die Strafgerechtigkeit zeigte, zur nämlichen Zeit ungefähr ringt unter den Eibäumen von Gethsemani der König der Ehren, der ewige Hohepriester der Menschheit, mit der bitteren Todesnot.

Mit dem bedeutungsschweren Wort: Ich heilige mich für sie⁷³, ist er in diesen Kampfplatz eingetreten. Er hat sich selber als Stellvertreter, als Sühnopfer für die Menschheit angeboten. Jetzt liegt die Schuld der ganzen Welt auf ihm. In wilder Wut züngelt die alte Schlange um ihn. Er allein will statt einer Welt, die sie bisher als ihr Opfer betrachten durfte, ihre Beute werden. Mit tausend Windungen schlingt sich das todbringende Ungeheuer um ihn.

Schauder ergreift ihn. Seine Kraft erlahmt. Beben sinkt er zur Erde, das Blut tritt ihm aus allen Poren. Auch

⁷³ Joh. 17, 19.

er ist Mensch, wenn er schon Gott seinen Vater nennt. Auch er fühlt wie jeder Mensch, was Schmerz und Bangen heißt, ja mehr als alle Menschen. Denn nie hat ein Schatten der Sünde sein Gefühl entweicht, seine Empfindung stumpf gemacht. Vater, ruft er aus der Tiefe seines göttlichen und zugleich menschlichen Herzens, Vater, wenn es möglich ist, dann gehe dieser Kelch an mir vorüber!

Doch es ist dem Vater nicht möglich, mit dem Sohn Erbarmen zu haben, soll der Sünder Erbarmen finden. Es muß der eine von beiden sterben. Wenn der Vater dem Sohn Gnade schenkt, so kann er den Empörer nicht wieder zu Gnaden aufnehmen.

Noch einen Augenblick, und der Sohn ringt mit dem Tode. Schon pressen ihm die Fesseln der Sünde die Brust zum Todeskampf zusammen. Da, in der äußersten Not, erhebt er zum zweitenmal das brechende Auge und ruft mit sterbendem Mund zum Himmel: Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?

Die Welt erbebt bei diesem Wort bis in ihre Eingeweide hinein. Sie weiß, daß ihr Geschick sich hier entscheidet. Wenn der Vater in diesem letzten Augenblick dem Sohn die Bande löst, dann werden sich diese wieder um sie schnüren und sie zu Tode pressen.

Allein der Himmel bleibt unerbittlich wider seinen Herrn. Die Sonne entzieht ihm ihren Schein, die Erde hüllt sich in Dunkelheit. Vater, verzeihe ihnen, ertönt es noch aus dem sterbenden Munde des Opfers. Und wie die Finsternis sich verzieht und der Himmel sich wieder öffnet, da beleuchtet die neugeborene Sonne den unsterblichen Gott von der Sünde getötet, die verurteilte Menschheit vom Tode gerettet.

3. Der alte und der neue Adam.

1. In wunderbarer Verworrenheit, den Irrgängen des Labyrinth's vergleichbar, selber das verschlungenste Labyrinth, fliehen und durchkreuzen sich die Wege der Menschen. An zwei Punkten aber laufen sie alle zusammen. Dort stehen die zwei großen Weltbäume aufgepflanzt, die Wegweiser der Geschichte. Der erste ist ihr Ausgang, der zweite ihr Zielpunkt. Kein Mensch, kein Volk, kein Staat, keine Kultur kann sie umgehen. An ihnen holen sich alle, was sie zu ihrem Eigentum auf Ewigkeit erwählt haben, sei es Leben, sei es Tod.

Von dem einen schreibt sich das Elend her, unter dem die Menschheit seufzt, von dem andern kann sie den Segen pflücken, den ihr Gottes Gnade bietet. Jener ist der Baum des Genusses, dieser der Baum der Buße. Dort hat sich der Mensch verloren, da er sich im Stolz über sich selbst erhob, hier hat er gelernt, sich durch Demütigung bis zur Selbstentäußerung wiederum zu finden. Am Baum des Todes beginnt die Geschichte, am Baum des Lebens muß sie endigen, wenn sie anders Ergebnisse liefern soll, welche fruchtbare Errungenschaften genannt zu werden verdienen und Bestand für die Dauer verheißen.

Am Anfang aller Zeitrechnung also sehen wir jenen Baum, der nach Gottes weisen Ratschluß zur Erkenntnis von gut und böse führen sollte. Durch die Torheit des Menschen aber hat er nur dazu gedient, uns mit dem

Bösen bekannt zu machen. So ist er zum Baum des Elends und zuletzt des Todes geworden. Das haben wir dem ersten Adam zu danken und jenem Weib, von dem die Menschen das Leben haben. Sie hätten das Gute erwählen und uns vererben sollen. Dafür haben sie es vorgezogen, das Böse kennenzulernen und ihren Nachkommen zu vererben. Der erste Adam ist dadurch seinen Kindern zum Vater der Sünde, die Mutter der Lebendigen zur Ursache des Todes geworden.

In der Fülle der Zeiten, inmitten der Geschichte steht abermals ein Baum. An ihm können wir sehen, welche Früchte die Sünde zeitigt. Sie hat sich inzwischen ausgelebt. Die Menschheit ist erschöpft durch die Folgen ihres Stolzes. Daher erscheint ein anderer Adam, um ihr neues Leben einzuflößen und sie so vom Tode zu retten. Er ist nicht von der Erde, er gleicht aber ganz dem alten Adam. Was der erste Adam an sich und der Menschheit zerstört hat, das will der zweite herstellen, Gehorsam gegen Gott, Gesundheit der Seele, Wahrheit und Leben. Sollte man nicht glauben, das Geschlecht des alten Adam würde ihn mit Jubel empfangen?

Aber wenn wir wissen wollen, wie tief das Menschengeschlecht gesunken ist, dann brauchen wir bloß die Augen zum Gipfel des zweiten Weltbaumes zu erheben. Es hat ihn aufgerichtet als Holz der Schande und der Qual für die Unschuld, die es aus seiner Mitte verbannte, weil es sie nicht gleichförmig mit seiner Verderbtheit fand. Von Schmerz und Hohn bedeckt, ringt das Leben auf seiner Höhe mit dem Zorn Gottes und mit dessen Frucht, dem Tode.

Auch am Fuß dieses Baumes erblicken wir ein Weib. Aber diesem Weib wird nicht falsche Hoffnung auf Gottgleichheit und Leben gemacht, sondern umgekehrt Gott und Leben genommen. Als bitteren Ersatz für sich trägt ihm der

sterbende Gott die ganze, der Sünde verfallene Menschheit an.

Welch ein Tausch, Welch ein Kampf für die Mutter des Lebens! Den Heiligen soll sie hinopfern, den Sünder soll sie annehmen. Gott soll sie in den Tod geben, den sterblichen Menschen dafür empfangen. Soll auch sie, wie das erste der Weiber, statt des Guten das Böse wählen? Aber wenn auf Gottes Wage die Menschheit mehr wiegt als das Leben seines eigenen Sohnes, wie darf sie ihn denen vorziehen, die er ihr statt seiner bietet? Schweigend, ein siebenfaches Schwert im Herzen, nimmt sie hin, was ihr geboten wird.

Damit ist ein Geheimnis vollzogen, dessen Tiefe nur der Himmel durchschaut. So ist die Mutter des Sterbenden zur Mittlerin des Lebens, so ist das Kreuz zum Lebensbaum, so ist der zweite Adam durch den Tod das wahre Leben des Menschen geworden.

2. Verfolgen wir kurz den Weg, der zwischen dem Tod des ersten und dem des zweiten Adam liegt. Man nennt ihn Geschichte der Menschheit, mit stolzerem Namen — bezeichnend für den Geist des unbußfertigen Sünders — Geschichte der Kulturentwicklung. Der Mensch täuscht sich so gern über deren wahren Inhalt, daß es höchst notwendig für ihn ist, sich ihre Grundzüge und ihr Endergebnis klar vor Augen zu halten. Die Philosophie der Geschichte gehört darum zu dem Nützlichsten, womit sich der Mensch beschäftigen kann.

Schon mit dem ersten Fall haben sich die Menschen einen unermesslich großen Verlust zugefügt. Durch den Ungehorsam in einer so leichten Sache warfen sie die Gerechtigkeit von sich. Mit ihrer hartnäckigen Entschuldigung zertraten sie diese vollständig und machten es selbst Gott unmöglich, sie ihnen zurückzustellen, da sie ihr nicht einmal mehr durch Geständnis und Buße Zugang verschaffen wollten.

Nachdem aber so einmal die Grundlage der Tugend, denn das ist die Gerechtigkeit, aus ihrem Herzen gerissen war, hatten in ihren Augen auch die übrigen Güter keinen Wert mehr, mit denen ihre Seele geschmückt war. Um ihrer eiteln Begierde willen verachteten sie die Strafen, die ihnen und ihren Kindern angedroht waren. Dann schoben sie die Schuld eines auf das andere, ein Zeichen, daß ihnen Liebe und Barmherzigkeit entschwunden waren. Von der Wahrheit hatten sie sich bereits im Herzen abgewandt, als sie sich mit der Schlange einließen. Mit der Leugnung nach der Schuld sagten sie sich von ihr völlig los. Begehrlichkeit und Stolz und Zweifel an Gott vollendeten die Verwüstung ihrer Seele¹.

Wie wenig hatte es bedurft, wie kurz war die Zeit, deren es benötigte, um die Menschen dahin zu bringen, daß sie sich selber nicht mehr glichen! Kaum mochte der Werkmeister noch seine Schöpfung in ihnen erkennen.

Was aber die Eltern begonnen hatten, das setzten die Kinder fort. Wir haben kein Recht, uns über unsere Stammeltern zu beklagen. Da ist keiner auf Erden, auch wenn er ein Gerechter heißt, der das lautere Gute täte und nicht oftmals sündigte. In vielen Stücken sündigen wir alle. Wenn wir sagen, wir hätten keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Ein kleines Ding reicht hin, um auch den Stärksten niederzustrecken, und selten vergeht ein Tag, wo wir nicht der Schwachheit unsern Zoll zahlen. Und ist nur der erste Schritt geschehen, so geht es rasch abwärts. Nur verblendet uns die leidige Eigenliebe, so daß wir an uns nicht einmal gewahren, worüber andere mit Grund die bittersten Klagen führen.

¹ Bernard., In annuntiatione B. M. V. 1, 8.

Wer nicht aller und jeder Selbstkenntnis bar ist, der weiß, wie vielen Einflüssen er preisgegeben ist, die ihm unaufhörlich Gefahr bereiten, und wie schnell und leicht er ihnen erliegt. Jeder ist Mensch, und wie schwach der Mensch ist, das braucht er nicht an andern zu lernen, das erfährt er am besten an sich selbst. Niemand darf sagen, ohne sich den Vorwurf der Schwachheit und Torheit zuzuziehen und ohne sich in Gefahr zu begeben: Für diese Schwachheit bin ich zu alt, über jene Torheit bin ich sicher hinaus, von einer solchen Gefahr habe ich nichts mehr zu befürchten. Solang einer Mensch bleibt, reicht das Kleinste hin, um ihn elend zu stürzen. Nur der Tor verachtet kleine Feinde, büßt aber seine Vermessenheit mit großem und schwerem Fall.

Jedoch die Gefahren von a u ß e n sind lange nicht die schlimmsten. Das Niederschlagendste ist dies, daß uns die größten Gefahren aus unserem I n n e r n erwachsen. Jeder trägt seinen eigentlichen Feind in sich herum. Äußere Feinde mögen uns erschüttern, zum Fall aber wird uns bloß der innere bringen. Würden die fremden Gegner nicht, daß sie auf einen verräterischen Helfer in unserem Herzen zu rechnen haben, sie würden mit weniger Zubeisicht den Angriff auf uns wagen und nicht so beharrlich immer wieder den abgeschlagenen Sturm erneuern.

So aber gönnen wir uns selber weniger Frieden und Sammlung als unsere geschworenen Widersacher. Nicht eine Stunde vermögen wir uns gleichförmig zu erhalten. Von Ruhe wissen wir so wenig, daß uns der ewige Wechsel als das einzige Mittel erscheint, unser Dasein erträglich zu machen. Wir bewegen uns beständig in W i d e r s p r ü c h e n und kommen nie aus der Z e r r i s s e n h e i t heraus. In einer Stunde verleugnen wir, was wir versprochen haben, und hassen, was uns eben entzündet hat. Wie

selten sind wir dessen gewiß, was wir für wahr erachten! Wann sind wir je mit unserer Umgebung wahrhaft zufrieden, um von uns selber lieber nicht einmal zu sprechen?

Ist bei solcher Veränderlichkeit nicht das schließliche Sinken in den Tod wie selbstverständlich, ja wohl noch wie eine Befreiung? Womit soll ich die Menschheit vergleichen, wenn nicht mit einem Ahrenfeld? Selbst bei heiterem Himmel ist alles in rauschender Unruhe. Ein Windstoß, ein heftiger Regen schmettert das Ganze zu Boden, und ein unentwirrbarer Knäuel ist alles, was übrig bleibt. Zuletzt erliegt der mörderischen Sichel, was vereinsamt noch auf der Flur steht.

Ist es aber schon beschämend, daß wir so tief gefallen sind, so ist es noch mehr demütigend, wenn wir wahrnehmen, mit welcher Zähigkeit wir uns an unser Elend anklammern. Schlimm ist es, daß wir mit der Welt zerfallen, schlimmer, daß wir mit uns unzufrieden sind, noch schlimmer, daß wir die Schuld davon nie in uns selber suchen, sondern immer auf andere schieben; das aller schlimmste aber ist, daß wir das alles verteidigen, ja wohl noch mit Stolz gut nennen.

Wenn es ein Unglück ist, daß wir von uns selber abgefallen sind, so steigert sich dessen Verderblichkeit dadurch, daß wir die Größe unseres Falles nicht erkennen. Was aber das Maß des Unheils voll macht, das ist dies, daß wir uns lieber fliehen, als die volle Tiefe unseres Elendes kennenlernen wollen, und daß wir dann, halb aus verschuldeter Unwissenheit und halb aus Verblendung der Eigenliebe, uns in unserem Fall verhärten.

3. Man möchte glauben, daß die Wahrheit über unsern Zustand herzbewegend genug wäre, um jede Übertreibung entbehrlich zu machen. Dennoch gibt es Leute, die sich nicht genug tun können, um den Menschen noch weit tiefer

herabzusetzen, als er in Wahrheit gesunken ist. Sie glauben nicht eher ruhen zu dürfen, als bis sie ihn trostlos schlecht und jeder Hoffnung auf Besserung unzugänglich gemacht haben. Sie nehmen diese Übertreibung so ernst, daß sie dem Christentum, oder sagen wir es gleich, der katholischen Lehre, die Mäßigung zum Vorwurf machen, daß sie am Menschen noch etwas Gutes anerkennt und ihn nicht als durchaus böse ansieht².

Vor diesem Übermaß kann nicht genug gewarnt werden, denn seine Folgen sind, wie wir gesehen haben, nicht weniger verderblich als die Leugnung des Falles selber. Wäre der Mensch, wie dieser Irrtum annimmt, im Grund seines Wesens verdorben, so hätte es keinen Sinn, von Besserung und gar von Vollkommenheit zu sprechen. Dann bliebe ihm nichts übrig, als sich in sein Verderben zu ergeben und sich die kurze Frist des Lebens so erträglich als möglich zu machen.

Aber diese Lehre ist falsch, so falsch wie nur je eine Lüge. Der Mensch ist gefallen, aber er ist nicht zerfallen. Er ist zum Sünder geworden, aber er ist Mensch geblieben. Er hat seine Natur verdorben, aber er hat sie nicht verloren³. Die Natur ist nicht mehr, was sie war und was sie sein soll⁴; wir mögen sogar sagen, daß sie böse geworden ist; aber es ist falsch, zu sagen, daß sie böse in sich ist⁵. Am besten drücken wir uns aus, wenn wir die Wahrheit mit den Worten geben: Die Natur ist auch jetzt noch gut in sich, aber es ist das Böse in sie eingedrungen⁶.

² Dorner, Geschichte der protest. Theologie 39.

³ August., Nat. et grat. 19, 21; 20, 22. Thom. 1, 2, q. 85, a. 2.

⁴ August., Op. imperf. 6, 27; 3, 215.

⁵ Natura mala, non malum (ebd. 3, 188 190 192).

⁶ Natura bonum, sed inest ei malum (ebd. 144).

Es wäre eine Unwahrheit und Ungerechtigkeit, mit der wir unserem Geist wie unserem Herzen gleichmäßig Gewalt antun müßten, wenn wir verkennen wollten, daß die Geschichte der gefallenen Menschheit nicht wenige Züge enthält, in denen selbst der strengste Richter viel Erhebendes und Bewunderungswertes erblicken kann. Welch grämliche Verbitterung, Welch beschämender Mangel von Glauben an alles, was groß und edel ist, war doch erforderlich, um die großen Taten, die wir von den Heiden lesen, als Laster anzuschwärzen! Zu keiner Zeit der Geschichte war das Böse so übermächtig, daß nicht immer Gutes daneben bestanden hätte. Selbst in der großen Flut gingen Menschen unter, die gerettet wurden⁷.

So hat es auch nie einen Menschen gegeben, dem es gelungen wäre, alle besseren Regungen mit sinnlichen Genüssen zu ersticken. Im Rausch sich zu betäuben, das steht in seiner Macht. Aber jedem Rausch folgt das Weh der Ernüchterung. Er sucht, um dieser vorzubeugen, die Betäubung ewig zu machen. Aber endlich versagt ihm die Kraft, er kann sich nimmer berauschen. Und was dann? Dann findet er wieder, was er zu fliehen versucht, seine eigene bessere Natur. Was ist der *Wurm*, der nach dem Worte des Herrn in den Verlorenen nie erstirbt? Nichts anderes als die Neigung zum Guten und die Rehrseite davon, der Abscheu wider das Böse⁸, welche beide der Natur auf ewig unverlierbar innewohnen.

Wenn selbst in den Verdammten die Natur nicht wesentlich böse ist, so kann sie es um so weniger in lebenden Menschen sein, die immer noch der Besserung fähig bleiben. Zeichen dafür ist die Herzensangst, die den Schlaf des Sünders mit Furcht vor Gespenstern stört, ist dieser rasende

⁷ 1 Petri 3, 19 20.

⁸ Thom. 1, 2, q. 85, a. 2 ad 3.

Reiz zu ewig neuen Ausschweifungen, ist dieses Mißbehagen inmitten aller Zerstreungen, ist dieser nagende Biß des Gewissens, lauter Beweise, daß die Natur noch lange nicht völlig verdorben ist. Warum fürchtet der Sünder Gott? Weil es ihm nicht gelingt, sich von ihm loszulösen. Wenn Gott ihn verlassen hätte, so könnte er ja seiner vergessen, und er genösse der Ruhe. Warum ist er sich selbst eine Last? Warum vermeidet er es mit solcher Angst, sich selber allein anzutreffen? Weil er weiß, daß er in sich stets dem Gesetz Gottes wieder begegnet, dem er mit seinem bösen Willen auszuweichen bemüht ist. Bedarf es noch weiterer Zeugnisse dafür, daß er trotz alles Verderbens noch immer nicht bloß durch Gott gebunden ist, sondern daß er sich an Gott gebunden fühlt?

4. Doch den überzeugendsten Nachweis dafür, daß die Natur des Menschen, aller Verderbnis ungeachtet, besser ist als sein Wille, liefert seine ganze *G e s c h i c h t e*. Er kann auf die Dauer nicht ruhig in der selbstgewählten Sünde bleiben. Es ist, als ob es ihm angetan wäre, daß er, halb widerstrebend und halb doch wieder willig, das Äußerste versuchen müsse, um sich von der Sünde und deren Folgen zu befreien.

Nur ein Herz von Stein vermöchte ohne tiefe Betrübniß die großartigen Anstrengungen zu betrachten, welche die *M e n s c h e i t* gemacht hat, um sich aus ihrem Elend herauszuarbeiten. In unsäglicher Herzensangst schleppen die Heiden zu den Füßen der beleidigten Gottheit, was ihnen Teures und Kostbares unter die Hände fällt. Jahr um Jahr treiben sie Herden von Stieren an die Altäre. Das Blut der Tiere fließt in Strömen. Umsonst. Sie fühlen es selber, daß ihnen dieses nicht helfen kann. Da zuden sie das Opfermesser nach ihrem eigenen Blut. In wahn sinniger Verzweiflung zerfleischen sich die Diener der Bellona und der Cybele, der Rhea, der Ma, des Baal. Die

gebildetsten Völker opfern ihre Mitbrüder zur Linderung ihrer Angst. Mütter greifen nach den Kindern ihres eigenen Schoßes und werfen sie unter dem Lachen der Raserei ins Feuer. Es ist ein Schauspiel, kaum zu ertragen.

Erwägen wir diese Bemühungen um Befreiung von der Sünde, so dünkt uns, wir stünden auf steiler Felsenklippe am Meeresufer. Furchtbar brandet das wütende Meer, erbarmungslos tobt der Sturm wider das Fahrzeug, das fern vom Ufer am Riff gescheitert ist. Die Menschen haben das mögliche getan, um ihr gefährdetes Leben zu retten. Sie haben die ganze kostbare Ladung ausgeworfen, um das Schiff flott zu machen und ans Gestade zu treiben. Jedoch alles vergebens. Jetzt erfaßt Wahnsinn die Verzweifelnden, und die Verzweiflung löst die Bande der Zucht. Der Vater vergreift sich am Kind, der Bruder schleudert den schwächeren Bruder über die Planken hinab. Das Meer will seine Opfer haben, es soll die Besten haben, nur daß es die Schlimmsten verschone. Da berstet das Wrack mit dumpfen Gefrach. Sie alle treiben auf den Wogen dahin, und niemand kann ihnen helfen.

Aber warum hilft ihnen der nicht, der allein die Macht zur Rettung hat? Wo sind denn deine Erbarmungen, die altgewohnten, o Gott? Uns wendet sich das Herz bei diesem Anblick um, und du bist unbeweglich!

Keine Antwort. Und doch verstehen wir, was dieses Schweigen heißt. Wie Gottes Langmut unser Trost, so ist auch G o t t e s S c h w e i g e n unsere Zurechtweisung. Er kann sich wohl dessen überhoben glauben, uns Rede zu stehen auf die Frage, ob er das Seine getan habe, um die Menschen aus dem Schiffbruch zu retten. Ist es seine Schuld, wenn sie verloren gehen? Sie haben ihn verworfen, er hat sie nie verlassen. Auf allen ihren Irrwegen hat er ihnen seine rettende Hand entgegengestreckt. Sie durften sie

nur ergreifen. Sie haben sie stets zurückgestoßen. Sie wollten lieber zugrunde gehen, als daß ihnen jemand nachsagte, sie hätten sich nicht selber geholfen.

So viele Züge von edler Gesinnung, so viele Spuren von begeistertem Streben nach der Wahrheit wir in der Geschichte erblicken, dennoch ist schwer zu sagen, ob unter allen diesen Bemühungen eine einzige ist, die rein im vollen Maß zu heißen verdient. Sie erinnern alle lebhaft an das emsige Treiben der Ameise. Hundertmal hat sie versucht den Stamm hinaufzuklettern, und jedesmal fiel sie wieder zurück. Aber nie gibt sie den Versuch auf, die Höhe zu erklimmen. Sie muß die süße Frucht erobern, die sie dort oben ahnt. Ein schönes Beispiel der Ausdauer, möchte man meinen, würdig unserer Nachahmung. Gewiß! Nur hüte dich, Mitleid mit ihr zu äußern. kaum hast du sie in die Hand genommen und auf den Baum gehoben, so läßt sie sich wieder herabfallen. Sie will den Ruhm haben, aus eigener Macht den Gipfel erstiegen zu haben. Durch fremde Unterstützung will sie ihn nicht erreichen.

Gerade so lieben, unbegreiflich bei solcher Hilflosigkeit, die Menschen ihre Ohnmacht. Lieber hilflos verschnachten, als sich von dem helfen lassen, dem sie nicht verpflichtet sein wollen! Durch alle hochherzigen Bestrebungen der Menschheit tritt immer wieder dieser alte Adam zutage. Sie müht sich ab, und es sind doch nur halbe Bemühungen. Sie klimmt und strebt und ächzt und erreicht mit allem Schweiß nicht, was sie leichter erlangen könnte. Denn die Bedingung zur Rettung, die Unterwerfung unter Gott, erachtet sie ihrer für unwürdig. Um den Preis des Gehorsams und der Demütigung scheint ihr das Leben zu teuer erkauft.

Da blieb nichts anderes übrig, als daß Gott die Menschheit sich selbst überließ. Wenn der

Kranke nicht leben will, kann ihm keine Kunst helfen. Man verlangt von dem Fieberkranken ohnehin so wenig als möglich. Aber das ist unerlässlich, daß er durch Vertrauen der Sorgfalt des Arztes in die Hände arbeite und daß er sich gehorsam seiner Leitung unterwerfe. Kann der Arzt nicht so viel erreichen, so muß er sich zurückziehen. Er würde sonst Ehre und Ruf ohne Nutzen aufs Spiel setzen. So mußte auch Gott die Menschen, da sie seine Stimme verachteten, den törichtesten Einfällen ihres Geistes und den Gelüsten des Herzens nachgehen lassen. Nun konnten sich nach ihren Einfällen wandeln. Nun waren sie frei, nun mochten sie ihr Glück versuchen!

5. Will man aber den Menschen für seinen hartnäckigen Sinn recht empfindlich strafen, so lasse man ihn bloß nach seinem Willen tun. Und ist es darauf abgesehen, die Hoffart und Unbotmäßigkeit durch Demütigung zu beschämen, so besteht das sicherste Mittel darin, daß man sie ihrer eigenen Klugheit und Kraft überlasse. Diese Erfahrung hat auch die Menschheit gemacht. Sie hatte den Arzt von sich gewiesen, der ihr Heilung bringen wollte, den einzigen, der ihr helfen konnte. Es verletzte ihren Stolz, daß er ihren Zustand für so bedenklich erklärte. So gefährlich, als er ihr Befinden erachtete, konnte sie es nicht erkennen. Sie fühlte sich höchstens ein wenig unpaß. Das werde sich aber, dachte sie, auch ohne ihn heben. Soweit vermöge sie sich selber leicht zu helfen.

Allein der Arzt war erfahren und hatte richtig gesehen. Nun brachen die verdorbenen Säfte durch alle Poren aus. Der große Kranke verfiel mit jedem Tag mehr.

Not macht aber erfinderisch. Das unerträgliches Gefühl des Schmerzes zusamt dem Gefühl der Beschämung gab ihm stets neue Mittel ein, um sein Ansehen zu verschönern und sein Dasein erträglicher zu machen. Das ist nach dem Zeug-

nis der Geschichte der Ursprung jener Erfindungen und Künste, die sich täglich mehrten zu keinem andern Zweck, als um den wahren inneren Zustand der Menschheit zu verbergen und ihre Unbehaglichkeit inmitten so vieler Leiden zu mildern.

Aber wenn sie vermeinte damit die Verderbnis bemänteln zu können, die sie innerlich durchdrungen hatte, so war sie gründlich betrogen. Am meisten fühlt die Notwendigkeit, sich durch Schliff und Schmuck zu beschönigen, jener, der sich sagen muß, daß er sich so nicht zeigen darf, wie er in Wirklichkeit ist. Aber der rohe Sinn des Menschen verrät sich immer wieder durch die schönste Maske hindurch. Die Feinheit des äußeren Benehmens läßt den Mangel eines edeln Herzens nur um so schmerzlicher empfinden. Nur dazu ist sie dann dienlich, um die Bosheit der Seele, die sich hinter ihr versteckt, verführerischer zu machen. Das nämliche gilt auch von der Kulturgeschichte im großen. Es ist unleugbar, daß Künste und Poesie und alle jene Erfindungen, die man gewöhnlich unter Zivilisation versteht, gerade bei jenen Völkern und in jenen Zeiten den größten Aufschwung nahmen, wo Sinnlichkeit und Weltfönn in üppigster Blüte standen. Das alles hat sich aber als schlechtes Mittel bewährt, um die innerliche Verdorbenheit des Herzens zu verleugnen. Dazu freilich war es von unübertrefflich wirksamer Kraft, um den Krankheitsstoff, der sich unter dieser schönen Hülle verbarg, einschmeichelnd und ansteckend zu machen.

Auch darin täuschte sich die Menschheit, wenn sie glaubte, durch ihre Erfindungen, durch ihre Weisheit und ihre Kunst sich Heilung oder doch Linderung zu verschaffen. Die Schwindsüchtige kann sich wohl mit der Schminke, die sie auf die eingefallenen Wangen legt, vor dem Spiegel mit Lebenszuberföcht betrügen, aber ihre Tage bleiben gezählt.

Der Fieberkranke, der es in seinem Bett vor innerer Unruhe nicht mehr aushält, verspricht sich vielleicht Ruhe davon, daß er andere Luft auffuche oder sich in Gesellschaft begeben. Jedoch, er trägt seine Krankheit mit sich, wohin er geht. So haben es sich die Menschen fürwahr sauer werden lassen, um ihren Zustand der Unbehaglichkeit durch Verschönerung des Lebens und durch Vergnügen zu beseitigen. Aber was half ihnen ihr Wissensstolz? Was hatten sie von dem Reichtum und von den schönen Künsten, in denen sie so groß wurden? Raue und beschwerliche Wege waren es, die sie wandelten, und ihre Füße wurden müde. Was sie jedoch erreichten, das war nur die Erfahrung, daß ihnen ihr Elend um so bitterer vorkam, je feiner ihr künstlerischer Sinn wurde, und daß die Gewißheit des Todes desto schwerer auf sie drückte, je angenehmer sie sich das Leben gestaltet hatten. Es ist ein trauriges Wort, das wir geschrieben lesen, aber noch trauriger ist, daß es die reine Wahrheit sagt: Die Völker martern sich zu Tode für nichts und aber nichts; die Mühe der ganzen Menschheit geht zuletzt in Rauch auf⁹.

6. Zu einer Zeit, da die Welt noch mit der Hoffnungslosigkeit der unerfahrenen Jugend in voller Arbeit war, sich die Erde zum Paradies zu machen, siebenhundert Jahre vor Christus, hat einer der größten Geschichtsphilosophen, Isaias der Prophet, der Menschheit die warnenden Worte gesagt: Du mühest dich vergebens auf deinen vielen Wegen ab und denkst nicht daran, ein Ende zu machen. Weil du noch Kraft in dir fühlst, willst du nicht bitten¹⁰.

Damals war es noch zu frühe. Die Welt glaubte nicht daran. Sie wollte es darauf ankommen lassen.

⁹ Jer. 51, 58. Hab. 2, 13.

¹⁰ Jf. 57, 10.

Aber es kam für dieses Wort die Zeit, wie für jedes Wort der Wahrheit. Die Kraft des Menschen ist, auch wenn er gesund ist, klein genug, die des Kranken währt noch kürzer. Die Welt hatte geglaubt, sich selber helfen zu können. Bald aber gingen ihr die Kräfte aus. Endlich lernte der Mensch bitten und fremde Hilfe annehmen.

Aber wir kennen den Menschen. Wenn er denn einmal den Arzt braucht, so muß dieser einer nach seinem Sinn sein. Ehe er zum rechten geht, läßt er sich von jedem Pfuscher den letzten Rest der Säfte verderben. In unserem Fall ist dies doppelt begreiflich. War doch der Arzt kein anderer als eben der große, lebendige Gott, an dessen Namen und Nähe der Kranke nur mit Furcht dachte. War es ja gerade die Sünde wider ihn, durch die er sich sein Leiden zugezogen hatte. Ungeachtet dieses Frevels hatte sich dieser Gott ihm längst zur Heilung angeboten. Aber der Stolz des Kranken hatte ihn zurückgewiesen. Und jetzt soll er selbst den Gefrängten um Hilfe bitten? Nie und nimmer! Es wird doch noch andere Ärzte geben! Versuchen wir's bei diesen!

Ärzte gab es genug. Sie kamen in Menge, und jeder hatte ein Mittel. Der eine heilte mit Feuer, der andere mit Eisen, ein dritter mit fressendem Gift. Doch waren sie alle darin einig, daß jeder das Schmerzlichste wählte, was er zu finden vermochte. Auch das war allen gemeinsam, daß sie den Kranken so verächtlich und rücksichtslos behandelten, wie man nur einen zum Tode verurteilten Verbrecher behandeln kann, an dem man die Wirkung bedenklicher Mittel erfahren will. An Schonung seines Schamgefühls, an Rücksicht auf seine Schwäche dachten sie nicht einmal. Und wenn sie sich für ihre Behandlung, um nicht zu sagen Mißhandlung, mit Blutgeld hatten bezahlen lassen — denn auch darin waren sie alle gleich —, verschwanden sie und ließen

den Kranken in seinem Elend, um eine Stufe dem Tode näher, um eine Enttäuschung reicher.

An wen soll sich der Verschmachtende nunmehr wenden? Er hat es bei allen Ärzten versucht. Von Philosophen und Tyrannen, von Gesetzgebern und Feldherren, von allen hat er Hilfe erwartet, alle haben ihn behandelt, alle seinen Zustand verschlimmert. Soll er nun verzweifeln? Soll er Stolz und Scham niederkämpfen und bittend zu dem einzigen Arzt zurückkehren, von dem er verächtlich wegzog? Aber wenn er verzweifelt, dann ist der Tod gewiß¹¹. Und eben der Tod ist es, dem er zu entrinnen sucht.

Diese Furcht vor dem Tode ist auch einer jener Überreste aus alten, besseren Tagen, den er bisher nicht verstand. Diese Ohnmacht, sein ganzes Wesen mit allen Regungen zu vernichten, die ihm von früher geblieben waren, dünkte ihm früher in seinem Stolz eine unerträgliche Qual. Noch versteht er es nicht, aber er fühlt es doch bereits, daß gerade in ihr ein Anknüpfungspunkt zu seiner Rettung liegt. Es ist traurig, daß er es so weit kommen ließ. Aber wenn nur doch das letzte Mittel noch hilft!

So wird ihm die Furcht vor dem Außersten, vor dem völligen Untergang, zum Anfang der Erneuerung. Vermöchte er es, er würde den Tod der Beschämung und Demütigung vorziehen, der er sich jetzt unterziehen muß, wenn er gerettet sein will. Zu seinem Glück steht die Vernichtung zwischen der Sünde und der Verzweiflung. Der Gedanke an sie hält ihn zurück, durch Verzweiflung die Sünde unheilbar zu machen.

7. Sich unheilbar wissen ist schrecklicher, als den Tod vor sich sehen müssen. Ein kurzer Tod ist eine Wohltat gegen ein hoffnungsloses Siechtum.

¹¹ August., In Ps. 50, en. 8.

Der Mensch war auf dem besten Weg dazu, die Sünde durch Unbußfertigkeit unheilbar werden zu lassen. Er verstand das selber nicht, aber er fühlte sich in einer Lage, daß ihm der Tod erwünschter wäre als das Leben.

Die Selbstmordkrankheit, in der die Menschheit zuletzt unterzugehen drohte, machte ihn endlich empfänglich dafür, das Gefährliche seiner Lage zu ahnen. In den Tod gibt sich der Mensch, wenn es denn doch einmal sein muß, in die Überzeugung von seiner Unheilbarkeit nie.

So raffte er sich denn nochmals auf. Unheilbar, sagte er sich, unheilbar kann der Mensch nicht sein. Nein, Gott hat die Völker heilungsfähig gemacht. So sagt uns Vernunft und Natur. Die Schrift sagt das gleiche¹².

Nur darin täuschte sich der Mensch, wenn er glaubte, es sei nicht so schwer, aus sich selber heil zu werden, da ja die Natur uns kräftig unterstütze, wenn wir uns anders heilen lassen wollen¹³. Wie soll die Natur, nachdem wir sie so krank gemacht haben, die Kraft besitzen, unsere Krankheit zu heilen?

Was aber die Hoffnung auf Rettung durch andere betrifft, die mit uns gleiche Natur und gleiche Schwäche haben, so schlägt sie ein Blick auf uns und unseresgleichen nieder. Wie werden wir von Menschen, die sich so wenig zu helfen vermögen als wir uns selber, je wirksame Hilfe erhalten? Es ist ein schöner Gedanke, daß die Menschen alle zusammen ein einziges Ganze bilden. In der schwersten Not und Verlassenheit richtet uns die Erwägung auf, daß wir Teile einer Gesamtheit bilden, in der jeder ein Stück der gemeinsamen Schuld und Buße trägt, um für sich selbst zu

¹² Weish. 1, 14.

¹³ S. S. Fichte, Ethik II 2, 494.

föhnen und von dem Verdienst des Ganzen für sich in Anspruch zu nehmen, was er allein nicht leisten kann.

Aber das sind Vorstellungen, welche erst die Offenbarung brachte. In den Zeiten des Altertums, wo jeder ratlos nach Hilfe spähte, dachte niemand an derlei. Trage deine Last, du darfst es nicht besser haben, als es alle übrigen auch haben, das war der ganze Trost, den man damals zu geben wußte. Daß man zu der eigenen Last von der des Ganzen seinen Anteil hinzugefügt erhalte, darin bestand alles, was sich die Heiden denken konnten, wenn sie über den Zusammenhang des Menschengeschlechtes nachsannen. Heilung durch Menschen ist unmöglich¹⁴, sagt der heidnische Dichter.

Der Kranke begriff das endlich. Elend öffnet die Augen. So schlug denn auch er die Augen auf. Nur darum hatte er sie so lange verschlossen gehalten, um den nicht erblicken zu müssen, der nie von seiner Seite wich. Von allen unberufenen Tröstern, von allen falschen Freunden, von allen unfähigen Ärzten, die ihn bisher getäuscht hatten, sah er sich verlassen. Als sie sahen, daß es mit ihm zu Ende gehe, hatten sie ihn seinem Schicksal preisgegeben. Der allein stand vor ihm in seiner ewigen Treue, den er nie hatte zulassen wollen.

Jetzt brach dem Kranken der Troß. So viel eigener Hilflosigkeit, so viel Liebe auf seiten Gottes vermochte er nicht zu widerstehen. O wenn es noch Hilfe gibt für mich, so ist sie allein bei dir. Die Meinen haben mich alle verlassen. Sie haben mich getäuscht, sie haben mich verhöhnt. Wer bleibt mir noch als du? Herr, rette mich, ich gehe zugrunde! Zu dir erhebe ich meine Augen, der du im Himmel wohnst. Übervoll ist meine Seele, übervoll

¹⁴ Menander, Sacerdos fragm. 1 (Didot p. 24).

von Angst und Not¹⁵. Beginne mit mir, was du willst, nur daß ich Rettung finde!

8. Das war das einzige, worauf die Erbarmung Gottes seit Jahrtausenden gewartet hatte. All das Elend wäre nicht notwendig gewesen, hätte der Mensch sich sogleich als armer Sünder bekannt und sich dem Arzt zu Füßen geworfen. Alle die schrecklichen Heilversuche, die ihm so viel Blut und Schmerz gekostet, ohne ihm doch zu nützen, hätte er sich ersparen können, wenn er eher sein Unvermögen begriffen hätte, sich aus eigener Kraft zu helfen. Jetzt hat sich das Fieber gebrochen. Jetzt ist der Kranke, auf den der Tod schon die Hand gelegt hatte, der Heilung nochmals empfänglich geworden.

Nicht als ob er damit bereits geheilt wäre. Weder Beschämung noch Reue, weder Demütigung noch Buße reichte hin zur Rettung. Wie groß das Ubel war und wie die Gefahr die äußerste, das erfuhr der Mensch erst, als es zur Heilung kam. Je verzweifelter das Mittel zur Rettung, desto mehr stellt sich die Größe der Gefahr heraus. Nur zu wahr ist der Satz gewesen, den die Menschheit nie vergaß: Ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünde¹⁶. Die Sünde hat den Menschen dem Tod überantwortet. Nur im Blut kann er wieder zum Leben gerettet werden, denn im Blut ist das Leben¹⁷. Aber das Blut von Tieren kann dem sterbenden Menschen nicht helfen. Und selbst das edelste Menschenblut wird ihm kein Leben mehr einflößen, es ist ja ebenso vergiftet wie das der gesamten Menschheit. Nur ein reines, gesundes Blut kann, in die Adern des Kranken gegossen, ihm neues Leben gewähren. Aber wo dieses finden? Auf Erden sicher nicht.

¹⁵ Ps. 122, 1 4.

¹⁶ Hebr. 9, 22.

¹⁷ 3 Moj. 17, 11.

Da erhebt sich der Sohn Gottes vom Thron der ewigen Herrlichkeit. So gebt mir von eurem Blut! Ich will es in meinen Adern schuldlos und heilig machen. Dann möget ihr es mir nehmen und wieder in eure Adern gießen. Ihr sollt nicht vergeblich zu mir gerufen haben.

Raum traut die Menschheit diesem Worte. Es stirbt doch schwerlich einer jemals für einen Gerechten!¹⁸ Und du willst für uns Sünder sterben? Du, der ewige Gott, du, die gekränkte Liebe? Größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben gebe für seine Freunde¹⁹. Wir aber, sind wir nicht deine Feinde?

Doch Gottes Wort beharrt bei dem, was es einmal gesprochen hat. Eben daran möget ihr erkennen, daß es nicht ein Mensch ist, der für euch in den Tod geht. Gott ist die Liebe. Die Liebe achtet ihr Leben nicht, gilt es, Unglückliche zu retten. Ob Sünder, ob Feinde, genug, daß ihr ohne mich verloren wäret. Wohl an also, gebt mir von eurem Blut, ihr sollt alsdann erfahren, was die Liebe vermag.

Schüchtern bietet eine Jungfrau Gott ihr Herzblut an. Von einer andern als von einer Jungfrau hätte er es auch nicht angenommen. Er nimmt es aus ihrem Herzen. Er heiligt es in seinen Adern. Er legt es auf die Kelter. Gleich den vier Strömen des Paradieses ergießt es sich aus seinen Wunden über alle Welt. Die Menschheit ist gerettet. Der Stolz war ihr Fall, der Troß ihr Tod. Mit der Demütigung begann ihre Erhebung, das Opfer der Liebe wird ihr Leben.

9. Ein Blatt, vom Baum gerissen, das ist der alte Adam²⁰. Der Baum, von dem es gebrochen ward, stand

¹⁸ Röm. 5, 7.

¹⁹ Joh. 15, 13.

²⁰ Job 13, 25. Homer, Il. 6, 146; 21, 464. Musaeus bei Clem. Alex., Strom. 6, 2, 5. Vgl. Mullach, Fragm. phil. Gr. I 161.

einst im Paradies²¹. Das war am Anfang der Zeiten. In törichter Lust hat die erste Mutter, die Mutter der Unbarmherzigkeit, den heiligen Stamm entlaubt. Jetzt liegt der Mensch hilflos am Boden, ein abgebrochenes Blatt. Jeder Windhauch wirft ihn hin und her. Jeden Tag verdorren mehr und mehr die Säfte, die einst in seine Adern aus dem heiligen Boden Edens strömten.

Jahrhunderte, Jahrtausende haben ihn die Stürme wehrlos, hoffnungslos umhergeschleudert. Endlich treibt ihn ein gnädiger Windstoß einen felsigen Hügel hinan. Auf diesem steht, in Schmerz versunken, ein Weib vor einem Baum. Aber dieser Baum ist dürr wie der Tod und kahl wie der Baum im Paradies seit jenem unseligen ersten Tag, an dem ihn das Weib entblättert hat. Es ist der Kreuzesbaum. Soeben ringt an ihm das Leben mit dem Tode. Die Schmerzensmutter kann den Anblick ihres sterbenden Sohnes nicht mehr ertragen. Sie senkt ihr Haupt zur Erde. Da fällt ihr Blick auf das Blatt, das zu ihren Füßen zittert. Der Wind hat es gerade vor sie hingejagt. Dürres, gejagtes Blatt, spricht sie, du bist zu guter Stunde gekommen. Nicht umsonst sollst du dich zu mir geflüchtet haben in dieser bittersten meiner Stunden. Als Mutter der Barmherzigkeit erhebt sie es vom Boden und pflanzt es mit bebender Hand in eine Ritze des Kreuzesstammes. In diesem Augenblick erhebt der Sterbende seine Stimme. Es ist vollbracht. Er senkt das Haupt. Das Leben ist tot. Sein Blut strömt nieder zur Erde. Der Baum des Todes ergrünt zu neuem Leben. Das dürre Blatt lebt wieder auf. Der Sünder ist erlöst, der neue Adam geboren.

Plutarch, Consolatio ad Apoll. c. 5 ff. (Didot III 123 ff.). Menander, Incerta fragm. 2 (Didot p. 53). Diogen. Laert. 9, 67.

²¹ Greg. Mag., Moral. 11, 60.

4. Der Gottmensch Jesus Christus.

1. Wer mit den Menschen umgeht, der weiß ungefähr, was man von ihnen zu erwarten hat, wenn man Rat oder Hilfe bei ihnen sucht.

Wir haben beiseitshalber eine Rechtsfrage zu lösen, die unser Gewissen in die höchste Spannung versetzt, weil möglicherweise für uns und für andere die ganze Zukunft davon abhängt. Nachdem wir uns lange den Kopf darüber zerbrochen, nachdem wir vergebens alle Bücher durchsucht haben, die über diesen Gegenstand Aufschluß geben könnten und sollten, machen wir uns endlich auf den Weg, um bei einem berühmten Fachmann Klarheit zu gewinnen. Aber welche Enttäuschung! Da, sagte er, werden Sie am besten tun, in jenem Buch nachzusuchen; wenn Sie dort nichts finden, dann wüßte ich nicht, wo überhaupt etwas zu finden wäre. Dann macht er uns eine Verbeugung und läßt uns hilflos stehen. Denn zufällig ist dieses Buch eines von den vielen, die wir ohnehin schon durchsucht haben; hätten wir darin etwas gefunden, so hätten wir uns ja nicht an ihn gewendet; denn an solch übermenschliche Berühmtheiten wagt man sich ja nur im Fall der äußersten Not.

Nun denke man erst, wie es einem ergehen würde, wenn man sich an einen Gelehrten dieser Art wenden wollte mit der Bitte, er möge einem sagen, wie man sich am besten den Inbegriff der ganzen modernen Wissenschaft und Weltbildung aneignen könne. Wahrscheinlich würde

er glauben, man wolle ihn zum besten halten, und würde einem kurzweg die Tür weisen. Gesezt aber, er nähme die Bitte im Ernst, so würde er antworten: Ja, da kann ich Ihnen keinen andern Rat geben als den, daß Sie eben die ganze moderne Literatur durcharbeiten.

Das ist die Weisheit der Welt: Buchweisheit, Papierweisheit, tote Weisheit. Ihre gefeiertsten Helden sind die, die am meisten Bücher in ihrer Bibliothek stehen, am meisten Notizblätter in ihren Fächern liegen haben. Niemand, der sie befragt, erwartet, daß sie eine Antwort aus ihrem Geist nehmen; er ist schon zufrieden, wenn sie wenigstens einen Zettel aus ihrer Schublade ziehen.

Der Weltgeist kennt so wenig eine andere Weisheit, daß er nach dieser Anschauungsweise selbst dann handelt, wenn er sich daran macht, sich und andern die Offenbarung Gottes nach seinem Ermessen zurechtzulegen. Daß man Gott und seinen Gesalbten und den Weg zum Heil durch ein anderes Mittel finden könne als durch das Papier, das vermag er nicht zu fassen. Wie seine eigene Weisheit lebt und stirbt mit dem Buch oder dem Zeitungsblatt, in dem sie gedruckt zu lesen ist, so meint er, sei es das tote Wort, das tote Buch der Bibel, in das der Geist Gottes gebannt sei; an dieses klammert er sich, an diesem trittelt und rüttelt er, bis das Buch in Stücke und der Buchstabe in Staub zerfällt, vom lebendigen Hauch des göttlichen Geistes aber so wenig eine Spur mehr darin übrig bleibt wie vom warmen Lebensodem in der zerstückelten Leiche.

2. Hätte uns Gott durch das Christentum wirklich keinen andern Weg gewiesen, um unser Ziel zu erreichen, dann wären wir übel daran, weit übler als die, denen es darum zu tun ist, weltliche Wissenschaft bei einem weltlichen Lehrer zu holen. Denn was hat einer schließlich gewonnen, wenn er diese gefunden hat? Ist er damit

besser, ist er glücklicher geworden? Was verliert er also auch so viel, wenn er sie nicht erreicht? Anders aber, wenn einer sein ü b e r n a t ü r l i c h e s Ziel verfehlte und nicht zu erfahren wüßte, wie er das ihm innewohnende Böse, die Quelle all seiner Unzufriedenheit, los werden und wie er wahre, gediegene Tugend und damit den Frieden des Herzens erlangen könne.

Ja, es ist eine ernste Frage, eine Frage, die das Herz bis in seine innersten Wurzeln erzittern machen möchte, die Frage, die der reiche Jüngling in unser aller Namen stellt: Meister, was muß ich tun, um das e w i g e L e b e n zu erlangen? Wer ist so stumpf, daß er nicht bewegt würde, wenn es sich für ihn ums Leben oder um den Tod handelt? Wer so gedankenlos, daß er gleichgültig bliebe, wo die Entscheidung darüber fallen soll, ob es eine Ewigkeit gibt und wie sie ausfallen soll?

Und nun denken wir, Christus hätte diesem Jüngling, der vor ihm auf den Knien lag, nichts anderes zu bieten gewußt als ein totes Buch, wie wäre dem Armen zumute gewesen? Hätte er nicht mit dem Äthiopier ausrufen müssen: Wie soll ich daraus die Antwort finden, die meiner Herzensnot abhilft, wenn mich niemand unterweist?¹

Zum Glück sind die Wege der göttlichen Weisheit himmelweit verschieden von denen der menschlichen Torheit, so verschieden, daß uns der bloße Gedanke, Christus könnte in solchem Falle handeln wie ein gewöhnlicher Gelehrter, daß uns die Zumutung, wir sollten uns den Herrn vorstellen auf ein Buch verweisend, als unziemlich und unwürdig auf das peinlichste berührt, ja fast wie eine Gotteslästerung abstößt.

¹ Apg. 8, 31.

In der That, es wäre höchst unpassend und abstoßend, wenn der Arme, der nirgends sein Recht zu finden weiß, endlich aber doch den Weg zum Kaiser findet, wenn dieser die Antwort erhielte, er müsse sich gedulden, bis der Herrscher die ganze Literatur über diese Streitfrage durchstudiert habe. Es wäre himmelschreiend, wenn der Priester, der dem Sterbenden im schwersten Kampf beistehen soll, diesem erklären würde, er müsse nach Hause gehen, um in seinen Büchern nachzusehen, wie er sich zu verhalten habe, dann erst könne er ihn absolvieren. In dieser Lage aber wäre der Mensch, wenn ihn der Herr an Bücher und Schriften wiese. Denn wer wendet sich an ihn, solange er noch bei andern Helfern etwas zu erwarten hat? Wer ergibt sich ihm ganz und gar — wir reden vom gewöhnlichen Weg der Menschen —, ehe er so wehr- und schutzlos ist wie der Kranke im Angesichte des Todes?

Mit Rücksicht auf unsere hilflose Lage und auf seine eigene Würde hat darum der Stifter des Christentums einen Weg zu unserer Beruhigung gewählt, der nichts mit dem gewöhnlichen Weg der Menschen gemein hat. Auf alle Fragen und Zweifel hat er nur ein Wort der Erwiderung gesprochen, und dieses hieß: Folge mir nach! Die Ungläubigen, die Zweifler, die Spötter, kurz, alle, die vom Geist der Welt nicht lassen wollten, verwies er allerdings auf die Schrift², um ihnen wenigstens nicht das letzte Mittel zum Heil zu entziehen, zu dem sich ihr Stolz vielleicht noch herablassen mochte. Wo er aber heilbegierige und empfängliche Seelen fand, Seelen, die nach der Wahrheit dürsteten, Seelen, die aus der Not des Lebens und in der Qual des Gewissens ihre Hände nach Hilfe ausstreckten, Seelen, die sich des Friedens fähig zeigten,

² Matth. 21, 42. Mark. 12, 10. Joh. 5, 39.

da sprach er anders. Da sagte er: Will jemand mir dienen, der folge mir nach. Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nicht nachfolgt, der ist meiner nicht wert. Wer sein Kreuz nicht trägt und mir nicht nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein.

3. Damit ist aber das Christentum zu etwas gemacht, was auf Erden nicht seinesgleichen hat.

Es ist keine bloße Lehre, es ist keine Schule, es ist keine gewöhnliche Vereinerung. Es ist eben das Christentum, man kann keinen Gattungsbegriff dafür finden. Selbst an der Spitze anderer Religionen steht ein Gesezbuch, eine Tradition, eine Summe von Formeln oder Gebräuchen, im günstigsten Fall ein Mensch, der die Rolle eines Lehrers spielt. An der Spitze des Christentums aber steht eine Persönlichkeit, und zwar eine Persönlichkeit, die das Christentum nicht bloß lehrt, sondern die das Christentum selber ist. Denn diese Persönlichkeit ist der Inbegriff des Christentums, die Summe dessen, was der Christ zu glauben, das Vorbild dessen, was er zu tun hat, der Wegweiser zum Leben und das Unterpfand dafür, daß dieser Weg, und dieser Weg allein, der Weg des Nachfolgens, zum erwünschten Ziele führt. Der Stifter des Christentums ist die einzige Persönlichkeit, die das Wort sprechen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

4. Jedoch an was versteht der enge Menschengest nicht zu mäkeln! Muß er auf der einen Seite zugeben, daß das Christentum den großen Vorzug hat, in einer sichtbaren, greifbaren Persönlichkeit wie verkörpert dazustehen, so findet er auf der andern Seite wieder Grund zu Bedenken in der Vielseitigkeit, oder wie er meint, in den Widersprüchen, die diese Persönlichkeit zur Schau trägt.

Und wirklich, wo ist in der ganzen Geschichte eine zweite Persönlichkeit zu finden, die solche Gegensätze aufwies wie Christus, solche Macht bei solcher Schwäche, solche Größe bei solcher Kleinheit? Wer wurde so gefeiert und so verlästert, so erhoben und so in den Staub gezogen, so geliebt und so gehaßt? Kann eine Person, über die die Meinungen so weit auseinandergehen, ein Ideal und Vorbild sein?

Darauf ist vor allem zu erwidern, daß Widersprüche gegen einen hervorragenden Geist in dieser engen, bösen Welt kein Verwerfungsurteil begründen, sondern vielmehr einen Beweis für seine Überlegenheit und Vielseitigkeit liefern.

Dann aber, wer möchte sich einem Mann ergeben, der nicht wohl nach allen Seiten hin erprobt ist?

Einen guten Prüfstein für den wahren Gehalt des Menschen bietet nun aber das Leiden, oder wie man in christlicher Sprache zu sagen pflegt, das Kreuz. Wer das Unglück nicht ertragen kann, der ist nur ein halber Mensch.

Noch schärfer als selbst die Trübsal prüft den Menschen das Glück. Wie manchen, der sich im Feuer des Schmerzes erträglich bewährt hat, versengt ein Funke der Freude! Großes Glück ist schwerer zu ertragen als alles Mißgeschick.

Die größte Prüfung aber ist ein rascher Glückswechsel, der Übergang von Leid zu Freude, von Wohlstand und Ehre zu Not und Schmach. Erst wenn einer unversehrt aus dieser schwersten Läuterung hervorgegangen ist, können wir ihm das Lob eines ganzen, eines bewährten Charakters zugestehen.

Ein starker Geist ist also nur jener, der Freud und Leid gleichmäßig erträgt. Das wahre Gleichgewicht hat einer nur dann gefunden, wenn ihn Verfolgung und Ver-

kennung nicht zu Boden drücken und Erhöhung nicht überhebt. Große Männer haben stets diese Probe bestehen müssen. Aber eben weil sie schwer zu bestehen ist und so selten bestanden wird, darum sind der wahrhaft großen Männer so wenige.

Ein Leben aber hat, das ist keine Frage, diese Probe so bestanden, daß mit ihm kein zweites in Wettstreit treten kann. So vieler, so rascher, so vollständiger Wechsel, und dabei so hoher Erhabenheit über jede Veränderlichkeit und solcher Gleichmäßigkeit und Einheit bei allen Zufällen, wie sie das Leben Jesu aufweist, kann sich kein Werk und kein Leben eines Menschen rühmen.

S kaum geboren, muß der Herr schon fliehen vor dem Despoten, der seinen Thron nunmehr für verloren erkennt. Von den Engeln verkündet, von den Sternen gepredigt, von den Völkern ersehnt, entzieht er sich dreißig Jahre der nach ihm schmach tenden Welt. Mit Frohlocken begrüßt, wo er sich nur zeigt, von den Hilfesuchenden beinahe erdrückt, erntet er Fluch für Segen und Haß als Dank für die Liebe. Die nämlichen, die er fliehen mußte, damit sie ihn nicht mit Gewalt gegen seinen Willen auf den Thron erheben, fordern seinen Tod, weil er sich unrechtmäßig zum König aufgeworfen habe. Als Gott, als der erwartete Messias mit unbeschreiblichem Jubel in die Stadt seines Reiches eingeführt, wird er, noch ehe die Woche abgelaufen ist, zum Tode gefordert als Gotteslästerer, als Auswurf der Menschheit. Die Sehnsucht nach der Taufe in seinem eigenen Blut läßt ihn kaum die Stunde erwarten, da er sich für uns opfern soll, und wie diese Stunde gekommen ist, da ringt er vor dem Kelch, den zu trinken er sich dreiunddreißig Jahre gesehnt und vorbereitet hat, einen Kampf, der ihm das Blut aus allen Poren auspreßt. Die unüberwindlichen römischen Soldaten weichen

zurück und stürzen zu Boden vor seinem milden Blick, vor seinem sanften Wort: Ich bin's. Die feigen Jugenddiener dagegen schlugen ihn ins Angesicht und rufen höhrend: Wer ist's, o Christ? Erst trotzt er dem Tode der Steinigung mit dem erhabenen Wort der Majestät: Ich und der Vater sind eins. Und dann, als ihn der Tod am Kreuz umschlingt, da ruft er, gleich als hätte er den Vater verloren: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Er leidet schweigend wie ein Lamm, wie ein Wurm, nicht wie ein Mensch, und gibt endlich, rufend wie ein Löwe, wie ein siegender Gott, den Geist auf. Im Kämpfen unterlegen, überwindet er im Sterben. Der Fremdling, der Heide, der ihn nur in der äußersten Not und Schmach gesehen hat, gibt ihm das Zeugnis: Wahrlich, dieser Mensch war der Sohn Gottes. Und die Jünger, die er jahrelang mit aller Sorgfalt gebildet hat, sagen entmutigt und zweifelnd: Wir haben immer gehofft, er sollte Israel erretten, und nun ist schon der dritte Tag, daß alles vorbei ist. Als er starb, schien alles verloren; sein Tod erwies sich, wie er gesagt hatte, als Keim eines neuen Lebens. Sein bewundertes Wort verhallte im Wind, im Mund seiner schwachen Jünger wurde es ein neues Schöpfungswort.

Bei jedem andern würden uns so gewaltige Gegensätze als Widersprüche irre machen. Betrachten wir sie aber an ihm, so bringen gerade sie den Eindruck einer **e i n z i g a r t i g e n** **E i n h e i t**, eines unvergleichlichen Ganzen hervor.

Es war eine wunderbare Fügung, würdig der göttlichen Weisheit, daß der Lebensweg Jesu Christi kaum einen Tag eben und ungestört verlief, sondern jetzt durch tiefe Abgründe, jetzt über hohe Berge führte, daß ihm nie gestattet war, beharrlich ein Feld zu bebauen, daß sich jeder erste Erfolg alsbald in eine, wie es schien, gänzliche Niederlage verwandelte. So muß sich jeder überzeugen, daß nicht,

wie man zu sagen pflegt, die Verhältnisse ihn gemacht und sein Werk gefördert haben. So tritt unleugbar zutage, daß er hoch über der Welt und ihrem Einfluß steht, daß er selber in allen Wechselfällen immer der gleiche ist, daß keine irdische Macht, nicht einmal die größte, der Tod, ihm das, was er einmal in seine Hände genommen hat, wiederum entreißen, geschweige ihn selbst unterdrücken kann.

Daraus ergibt sich die große Wahrheit, daß Christus von dem, was er getan hat, nie getrennt werden kann, daß er innerlich derselbe ist, den man äußerlich an ihm sah, daß in ihm, und zwar in ihm allein, **L e b e n**, **W o r t**, **W e r k** und **P e r s o n** e i n s und unzer trennlich ist, daß **Sichtbares** und **Unsichtbares**, daß **G ö t t l i c h e s** und **M e n s c h l i c h e s** in ihm ein **G a n z e s** bilden.

Was sich also in seiner Geschichte an Gegensätzen kundgibt, das ist nur ein Zeugnis für seine überlegene Macht und zugleich für die Einheit seiner Persönlichkeit.

5. Zunächst liegt darin der Beweis für seine übernatürliche Größe, für seine **w a h r e G o t t h e i t**.

Es hatte guten Grund, daß die Soldaten vor ihm zurückgingen. Vor einem menschlichen Wort hätten sie das nicht getan und haben es nie getan. Hier aber sahen sie mehr vor sich als einen bloßen Menschen.

Es hatte guten Grund, daß ihn der ausschweifende Herodes als Lören verspotten ließ. Solch üppige Menschen, denen jeder Gedanke wie eine unerschwingliche Last, denen Geistesgröße immer unheimlich erscheint, beugen sich sonst vor dem bleichsten Schimmer menschlicher Weisheit und Wissenschaft mit abergläubischer Scheu. Diesmal jedoch stand mehr vor ihm als ein Salomo. Für diese göttliche Weisheit fehlte ihm jeder Sinn. Darum spottete er über sie, wie man immer über das spottet, wofür man kein Verständnis besitzt.

Es hatte guten Grund, daß der Vertreter Roms vor

ihm zitterte, als wäre er selbst der Angeklagte. Hätte Pilatus in ihm nichts weiter erblickt als einen jener zahlreichen orientalischen Thronprätendenten, er hätte ihn zertritten mit jenem ausgefuchten Bedacht, mit dem die Feigheit des Geistes dem Wehrlosen seine Ohnmacht fühlbar zu machen liebt. Aber er war sich zu gut bewußt, daß nur seine Menschenfurcht und nicht Mangel an Überzeugung es war, was ihn abhielt, vom Richterstuhl herabzusteigen und vor der göttlichen Majestät, die vor ihm stand, in die Knie zu sinken.

Es hatte guten Grund, daß der gewaltige Kaiphas, an Geistesstärke und Willenskraft über das ganze Volk himmelweit emporragend, mit seiner furchtbaren Energie in das eifersüchtige Ränkespiel der Lehrer und Pharisäer das Wort hineinschleuderte: Was versteht denn ihr davon? Das alles sind Nebensachen. Auf eines kommt alles an, das muß sich jetzt entscheiden. Entweder geht das Volk zugrunde, oder es muß dieser sterben. Und mit dem ganzen Gewicht und mit dem Vollgefühl seiner Macht wandte er sich zu dem, der gebunden vor ihm stand, und forderte ihn im Angesicht des gesamten Hohen Rates auf: Als gesalbter Hohepriester des auserwählten Volkes, als Stellvertreter Gottes, dem jede Seele zu Gehorsam verpflichtet ist, oder sie muß sterben, beschwöre ich dich jetzt im Namen des lebendigen Gottes, sag uns an Eides Statt: Bist du der Messias, der Sohn Gottes, hochgelobt?

Das war die Entscheidungstunde für das Volk Israel und für die ganze Menschheit, ein Augenblick von unvergleichlicher, von welterschütternder Bedeutsamkeit. Die Frage war klar und wohlberechtigt. Die Antwort lautete ebenso klar und ohne Umschweif: Du hast es gesagt, ich bin es. Und die übermenschliche Würde dessen, der gefesselt den entfesselten Leidenschaften gegenüberstand, die göttliche

Majestät in Miene, Wort und Haltung Christi, der hier amtlich vor der höchsten irdischen Autorität seine Aussage machte in dem klaren Bewußtsein, sich selber das Todesurteil zu sprechen, das alles gibt dem Antwortenden Zeugnis, daß er wirklich ist, als was er sich bekennt: **C h r i s t u s, G o t t e s S o h n.**

Und das bleibt für ewig Hauptsache, die einzige Hauptsache in der Welt. Alles andere ist Nebensache, darin hat Kaiphas recht.

Ist dieses Kind in der Krippe, ist dieser Dulder am Kreuz, ist dieser Herr der Kirche, ist Jesus von Nazareth, ist der Sohn Mariä, ist er der Christus, der Sohn Gottes, hochgelobt in Ewigkeit, oder ist er es nicht?

Das ist die Kapitalfrage für alle Zeiten, für alle Menschen, für alle Völker und Kulturen. Von ihr hängt alles ab, Ordnung der Welt, Ruhe des Geistes, Besitz der Wahrheit, Bildung und Fortschritt, Leben und Tod.

Hier, wenn irgendwo, tut Aufrichtigkeit und Klarheit not.

Hier hilft auch kein Ausweichen, hier gilt keine Zweideutigkeit. Man kann auf jede Frage antworten: Was geht das mich an? Aber bei der Frage: Was ist euer Glaube von Christus? kann einer höchstens sagen: Laß mich in Ruhe, d. h. mach mich nicht unruhig! Gegen das Glaubensbekenntnis: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, vermag die Welt nie Gleichgültigkeit auch nur zu heucheln. Ein Glockenzeichen, ein von fern ertönender Kirchengesang, die Begegnung mit einem Bittgang, ein Wölkchen von Weihrauchduft, der Anblick eines Kreuzes genügt, damit sich die vorgegebene Teilnahmllosigkeit als Furcht und Haß entpuppe. Weg damit, heißt es sofort, hinweg, ans Kreuz mit ihm! Aber was hat er denn Böses getan? Wir wollen nun einmal nicht, daß er die Herrschaft über uns habe! Aber ist er nicht längst gestorben?

Was kann euch denn ein Toter antun? O wir wissen es schon, er braucht es uns nicht mit Worten zu sagen, es sagt's uns schon unser Herz, es sagt's uns seine geheime Gewalt! Ja, wenn er tot wäre! So aber war er tot, und siehe, er lebt noch immer! Das ist's eben, was uns empört, daß er nicht sterben will, daß wir immer wieder seine Stimme hören, daß wir uns ihm nicht entziehen können. Darum abermals ans Kreuz mit ihm! Und hundertmal ans Kreuz mit ihm und mit allem, was seiner Macht dient!

Dies ist das beste Zeugnis für Christi unsterbliche, göttliche Macht. Dem gegenüber ist jeder andere Beweis unnötig.

Er hat Klarheit in die Geister, unabweislichen Zwang, sich zu entscheiden, über die Herzen gebracht. Er ist immer und überall derselbe, immer derselbe als Lehrer, immer derselbe als Gesetzgeber, immer derselbe als Richter und Vergelter. Er ändert sich nicht, er altert nicht, er stirbt nicht. Wie ehemals, solange er sichtbar unter den Menschen wallte, so ist auch heute keiner, den er nicht anzieht oder abstößt. Er ist der **E d s t e i n** geworden für **a l l e** und bleibt es **a u f e w i g e** **Z e i t e n**. Wer nicht für ihn ist, der ist gegen ihn. Er ist die **A u f e r s t e h u n g** vieler, aller, die ihn Herr über sich sein lassen, und der **F a l l** jener, denen kein Segen mehr bleibt, weil sie den seinigen zurückweisen.

6. Indem wir nun aber zugeben, daß es unmöglich ist, die Gottheit Christi zu leugnen, stoßen wir auf eine neue Schwierigkeit.

Gewiß bietet dieses Bekenntnis eine unerschütterliche Grundlage für unsern Glauben. Aber liegt nicht dafür in ihm eine Beeinträchtigung unseres **B e r t r a u e n s**? Vor einem übermenschlichen Wesen können wir uns im Geist beugen. Wie jedoch sollen wir es in unserem Leben

nachbilden? Wer wird dann den Mut haben, sich ihm in seinen Mötten, im schmerzlichen Bewußtsein von seiner Hinfälligkeit zu nahen? Ohne Zweifel ist die Gottheit Christi ein Beweis für die Übernatürlichkeit der von ihm gestifteten Religion. Allein ist nicht eben sie auch ein Hindernis für das menschliche sittliche Leben? Wie kommen wir über diese neuen Schwierigkeiten hinweg?

Auf diese Bedenken hat der Herr längst vor seiner Geburt durch den Mund eines seiner Diener geantwortet: Ich bin auch ein sterblicher Mensch und stamme gleich einem jeden von jenem Sohn der Erde ab, der zuerst erschaffen wurde; auch ich atmete bei meiner Geburt die allen gemeinsame Luft, auch ich fiel auf dieselbe Erde, welche alle aufnimmt. Der erste Laut, den ich von mir gab, war Weinen wie bei allen, die erste Kleidung waren auch mir die Windeln eines Kindes³.

Klarer und entschiedener kann man nicht betonen, daß der Herr wahrer Mensch ist, wesensgleich mit uns. Dem Erweise dieser Wahrheit war sein ganzes Leben gewidmet. Es ist wahrlich nicht schwer zu sagen, was uns in seinem Leben auffallender vor Augen tritt, die Majestät der göttlichen Macht oder die Zeichen menschlicher Schwachheit und Leidensfähigkeit. Mit derselben Absichtlichkeit, mit der wir unsere Schwächen verbergen, hat er dafür gesorgt, daß die seinigen von jedermann gesehen und uns überliefert würden. Die Großtaten des Herrn sind uns, wie das Evangelium ausdrücklich sagt, zum geringsten Teil aufbewahrt⁴, die Demütigungen aber, denen er sich unterzog aus Freiheit, nicht aus Schwäche⁵, aus Liebe, nicht aus Zwang⁶, sein

³ Weish. 7, 1 ff.

⁴ Joh. 21, 25

⁵ August., Civ. Dei 14, 9, 3. Basil., De Spir. Sancto 8, 18.

⁶ August., Sermo 179, 4.

Hungern, sein Dürsten, seine Tränen, seine Angst vor dem Tod, seine Versuchung, die unerhörte Schmach, die er für uns trug, die namenlose Qual, in der er verschmachtet hing, das alles ist mit treuester Sorgfalt aufgezeichnet.

Auch in diesem Stück ist das Evangelium ein Werk einzig in seiner Art. Wo immer eine Religion, die sich selber nur zu gut als bloßes Menschenwerk kennt, das Leben ihres Stifters beschreibt, da macht sie alles groß an ihm und verdeckt nach Kräften, was ihn erniedrigt. Von Christus aber erzählen die heiligen Schriftsteller ausführlich, was ihn nur immer als klein, als arm und Leidend darstellen kann.

Es ist gerade, als fürchteten sie einen Zug zu übersehen, der uns in unserer Sinfälligkeit mit seinem Beispiel trösten kann.

Es ist alles darauf abgesehen, daß wir uns vor ihm nicht schämen, sondern mit Zuversicht zu ihm treten und ihm unsere Not klagen können in der wohlbegründeten Überzeugung: hier ist unser Fleisch und unser Bruder.

Es ist alles danach eingerichtet, daß wir die große Wahrheit nicht verkennen, auf der die Möglichkeit unserer Erlösung ruht, die Wahrheit, daß der ewige Sohn Gottes dem Menschen wesensgleich, mit der Menschheit solidarisch verbunden ist.

Es war ihm also nicht genug, sich als Gott zu uns zu neigen, um uns das verlorene Ebenbild Gottes wiederzugeben⁷. Nachdem wir durch den Fall den Zwiespalt in uns hineingetragen hatten, kam es ihm nicht darauf an, die Widersprüche in sich aufzunehmen, denen wir preisgegeben sind, wenn er nur unser Vertrauen dadurch wecken konnte. Darum wollte er sich uns ähnlich machen in allem, was

⁷ Bernard., De gratia et lib. arb. 10, 32.

echt menschlich ist, in Not und Kleinheit, in Kampf und Unterliegen, in Versuchung und Verlassenheit, nur nicht in der Sünde, die ja nicht menschlich ist⁸, um uns ein wahrhaft menschenwürdiges, ein nachahmbares Vorbild der Vollkommenheit vor Augen zu stellen.

Das ist ein neuer Ruhm für unsere Religion. Die Griechen stellten in ihren Tempeln tote Bildsäulen als Ideale auf oder ließen auf der Schaubühne Menschen als Vorbilder auftreten, die verkleidet, künstlich vergrößert, durch eine hohle Maske sprachen, vorstellten, was sie nicht waren, und lehrten, was sie nicht übten. Unsere deutschen Vorfahren empfahlen Tugend in Gefängen, die nur leere Wünsche aussprachen und bloß zu flüchtiger Begeisterung, aber nicht zur Tat führten. Wir Christen allein können uns rühmen, uns nach einem lebendigen Menschen zu nennen und zu bilden, und was noch mehr ist — denn Menschen gibt es genug, aber Männer sind eine Seltenheit⁹ — nach einem ganzen Mann, der, obwohl unermesslich erhaben über uns, geworden ist wie einer aus uns¹⁰, damit jeder ihm ähnlich zu werden fähig sei, einem Mann, der mehr durch Tat als durch Worte lehrt, einem Mann, den einer leichter durch Nachahmen als durch Lesen und Studieren erreicht¹¹.

Wer will jetzt, nachdem sich Gott vom Thron der Herrlichkeit herabgelassen hat, wer will da noch sagen, daß er es nicht wage, mit Zutrauen um Zutritt zum Thron der Gnade

⁸ Hebr. 4, 15. August., In Psalm. 29, 2, 3. Leo, Ep. ad Flav. c. 3.

⁹ Herodot. 7, 210, 2.

¹⁰ Vgl. hierzu Ludov. a Ponte, Dux spirit. 2, 13, 11. Auch Cornel. a Lapide zu Jer. 31, 22.

¹¹ Bernard, Ep. 106, 1.

zu bitten¹², daß er nicht wisse, wie er sein Leben einrichten solle, um Mensch zu werden und Gott zu finden, und was noch höher anzuschlagen ist, daß er nicht eine Kraft von ihm ausgehen und in sich überströmen fühle zur Erhebung aus seiner Erniedrigung?

Das sind die drei Wirkungen der Menschwerdung Gottes.

Es liegt ein großer Trost in dem Gedanken, daß der Abstand zwischen Geschöpf und Schöpfer, zwischen dem Gott der Heiligkeit und dem armen, verlassenen Sünder von Gott selber in eigener Person ausgeglichen ist.

Es liegt eine mächtige Aufmunterung in dem Anblick eines Gottes, der uns in der Hülle unserer Sinfälligkeit mit dem Beispiel vollkommenster übernatürlicher und zugleich natürlicher Tugend vorangeht.

Aber was würde uns das alles fruchten, wenn wir in unserer ererbten Ohnmacht auf seinen Spuren wandeln sollten?

Darum erkennen wir den Segen der Menschwerdung Gottes erst in der göttlichen Kraft, die von da auf uns überströmt. In Christus ist die ganze Fülle der Gottheit lebendig und kräftig unter menschlicher Gestalt wirksam. Wir sind aber Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Durch die Gemeinschaft mit seiner menschlichen Natur wird also unsere Natur der göttlichen Kräfte, die in ihm leben, teilhaftig.

Deshalb ist die Menschheit Christi ein Heilmittel, daß sich ein vorzüglicheres nicht einmal denken läßt. Wenn schon die bloße Berührung seines Saumes rein und heil machte, welche Unreinheit sollte nicht rein, welche Kraftlosigkeit nicht mit neuer Stärke erfüllt werden, sobald sie

¹² Hebr. 4, 16.

sich an seine von der Gottheit erhöhte Menschheit hält? Welcher Stolz soll noch Heilung hoffen lassen, wenn ihn die Demütigung des Sohnes Gottes nicht heilt? Was wird eine Habsucht, einen Zorn, eine Härte bessern, wogegen selbst die Armut, die Sanftmut, die Liebe des Sohnes Gottes nichts vermochte? Es möge also das Menschengeschlecht Zübersicht fassen und einsehen lernen, welches seine wahre Natur ist und welche Stellung es unter den Werken Gottes einnimmt. Werfet euch nicht selber weg, ihr Männer: Gottes Sohn ist Mann geworden. Verachtet euch nicht, ihr Frauen: der Sohn Gottes hat Fleisch angenommen aus jener, in der euer ehemals so verachtetes Geschlecht zuerst zu unvergleichlichem Ruhm emporstieg. Ihr Menschen alle, groß und klein, verliert euch nicht an das, was in der Welt gut und schön ist, denn vor der Schönheit und Güte dessen, der sich euch gleich gemacht hat, erbleicht aller irdische Schimmer. Und fürchtet euch nicht vor Leiden und Schmach: wenn der Sohn Gottes das alles für uns getragen hat, dann hört es auf, ein Übel zu sein. Wer also groß von sich denkt, der möge den nachahmen, der für uns klein geworden ist, und er wird durch seine Erniedrigung aus der Erniedrigung erhöht werden.

O wunderbares Heilmittel, das für alle Krankheiten Hilfe bietet! Niemand suche anderswo Heilung, niemand verzweifle, und wäre er von allen aufgegeben: es sind Kranke bei diesem Arzt gesund geworden, die keine Hoffnung mehr hatten, und Tote sind zum Leben erstanden. So wird für jeden ein Blick auf den Gott, der als Mensch vor uns wandelt, genügen, um ihn lebensfreudig und lebensfrisch selbst dann noch zu machen, nachdem er längst am Leben verzweifelt hat¹³.

¹³ August., De agone christ. 11, 12.

7. Wenn wir hier stehen bleiben und an Christus weiter nichts betrachten als Gott und den Menschen, so können wir uns nur noch fragen, was uns mehr Grund zum Staunen und zum Trost biete, Gott, der sich zu uns herabgelassen, oder der Mensch, den er von uns angenommen hat. Der Zweifel, die uns zuvor aufstiegen, wie sich solche Gegensätze in einer Person vereinbaren, erinnern wir uns nach der Erwägung solcher Großmut mit tiefer Beschämung. Wie klein ist doch der Mensch, daß er die Laten Gottes nach seinem Maß mißt! So armselig sind wir, daß wir imstande sind, an Gott selbst irre zu werden und uns seiner zu schämen, wenn er sich aus Liebe zu uns mit unserer Schwachheit bekleidet.

Gleichwohl haben wir noch nicht einmal das letzte Wunderwerk erwogen, womit die Barmherzigkeit Gottes im Verein mit seiner Weisheit unsern Zweifelmut zuschanden macht.

Erhebend ist der Glaube, daß Christus Gott von Natur, und trostreich, daß er Mensch aus Herablassung zu uns ist. Aber die Summe aller Geheimnisse und der Grund aller Gnaden liegt erst darin, daß er beides zugleich und zumal ist in der Einheit einer Person.

Die Gottheit, so lehrt uns der Glaube, hat sich in Christus nicht in die Menschheit verwandelt noch die Menschheit in die Gottheit. Das Göttliche hat das Menschliche in ihm nicht aufgezehrt, wie die Sonnenstrahlen das Wasser verzehren, noch hat das Menschliche dem Göttlichen Erniedrigung angetan. Er hat den Menschen angenommen, aber Gott nicht preisgegeben. Indem er anfing Mensch zu werden, hörte er nicht auf Gott zu bleiben. Obwohl er sich zur Erde herabließ, verließ er den Thron des Himmels nicht. Zwar erschien er in der Welt, aber er begann nicht auf ihr

zu sein, denn er war von Anbeginn da. Er kam in sein Eigentum, ohne etwas für sich zu suchen. Demütigung und Armut war alles, was er annahm, und Leiden die einzige Gabe, die ihm die Welt zu bieten vermochte. Aber weder dadurch, daß er diese von uns hinnahm, noch dadurch, daß er uns seinen Reichtum und seine Herrlichkeit hingab, wurde er schwächer und ärmer. Ohne größer zu werden, empfing er, und gab, ohne abzunehmen. Er blieb, was er ewig war. Er wurde etwas Neues und änderte sich nicht. Ungeachtet er jetzt zwei Naturen in sich vereinigt, die nicht verschiedener sein könnten, verwirklicht seine Persönlichkeit die vollkommenste Einheit, welche die Welt gesehen hat. Ohne Widerspruch, ohne Beeinträchtigung, unvermischt und unverändert, unzerstückt und ungehindert, ungetrennt und unzertrennlich wirken Gott und Mensch in ihm miteinander. Sie wohnen nicht nebeneinander wie zwei, die zusammen eine Hütte bewohnen, sie machen nicht zwei Hälften eines Ganzen aus. Christus ist nicht von der einen Seite Gott, von der andern Mensch, er ist nicht halb Gott, halb Mensch, er ist nicht neben Gott auch Mensch, oder Mensch und nebenzu auch Gott, sondern ganz Gott und ganz Mensch, wahrer Gott und echter Mensch. Es sind Gott und Mensch in ihm nicht zwei, sondern eins und einer¹⁴. Der nämliche, der Gott ist, derselbe ist auch Mensch, eine unteilbare, untrennbare Person in zwei Naturen, der eine lebendige Christus. Er ist mehr als Mensch, aber er ist nicht mehr geworden denn er als bloßer Gott war. Er ist nicht Mittel- ding zwischen Gott und Mensch. Er ist Gott ebenso ganz, wie er ganz Mensch ist, er ist ja ein ganzer und wahrer

¹⁴ August., In Ioann. tr. 47, 12; 78, 3; Sermo 130, 3; De peccat. remiss. 1, 31, 59. Thomas 3, q. 17, a. 1. Ioann. a. S. Thoma, Theol. VII, q. 17.

Mensch gerade durch das, was Gott in ihm ist, er ist eben — es gibt nur ein Wort, um dieses einzige Leben und dieses einzige Wesen auszudrücken — er ist der G o t t m e n s c h J e s u s C h r i s t u s.

8. Weil er aber nicht etwas Mittleres ist zwischen Gott und dem Menschen, sondern beides zugleich in seiner einen gottmenschlichen Person, darum ist er imstande, für uns ein Amt zu bekleiden, in dem allein die Hoffnung auf unsere Rettung begründet liegt. Es ist das A m t d e s M i t t l e r s.

Um uns als Mittler zu dienen, hat er sich seiner Herrlichkeit entäußert, hat unser Elend geteilt, hat unsere Sünden auf sich genommen und alle Strafe und alle Schmach getragen, die uns daraus erwachsen ist.

Was hätte es uns gefruchtet, wenn er sich uns als der heilige und unnahbare Gott genähert hätte? Hätte er nicht uns Sünder verzehren müssen?

Das Volk Israel hat seine Herrlichkeit nur von ferne, im Dunkel der Wolke geschaut und seine Stimme aus der Höhe vernommen. Aber darüber schon zum Tod erschrocken, rief es Moses zu: Warum sollen wir sterben? Wenn wir noch länger die Stimme des Herrn, unseres Gottes, hören, so müssen wir erliegen. Geh lieber du hinzu und höre, was der Herr, unser Gott, sagt, und dann sage du es uns statt seiner, so wollen wir es hören und tun. Und Moses stellte sich in den Riß, den die Sünde zwischen Gott und dem Volk gemacht hatte, und stand als Schiedsmann zwischen beiden, und das Volk blieb lebend, und Gott übte Gnade.

In noch viel höherem Sinne liegt für die Menschheit alles Heil, die Wahrheit, die Gnade und das Leben daran, daß wir einen Mittler haben, und zwar gerade einen solchen, wie wir an Christus besitzen. Eins mit seinem gerechten, unsterblichen Vater, eins mit uns, den sterblichen, ungerechten Menschen, der Natur nach den beleidigten Gott

und den beleidigenden Menschen in sich zu einer Person vereinigend, die von Gott die Gerechtigkeit, von uns die Sterblichkeit zu eigen hat, ist er schon seinem Wesen gemäß zum Vermittler und Versöhner bestimmt¹⁵. Zu keinem andern Behuf mit dem irdischen Leben bekleidet, als um dem einzigen Beruf der Erlösung sein Leben zu weihen, hat er die Aufgabe übernommen, die Welt zum Heil zu führen. Ja wahrhaftig und aller Beherzigung wert ist das Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen.

Und was die Annahme dieser Botschaft doppelt erfreulich macht, das ist die weitere Wahrheit, daß er unser Mittler gerade als Mensch geworden ist¹⁶. Darum nimmt man ja den Priester, den stellvertretenden Vermittler zwischen Gott und den Menschen, aus den Menschen, damit er Mitleid lerne mit den Unwissenden und den Irrenden, wenn er täglich die eigene Schwachheit erlebt, womit er selber umgeben ist¹⁷ wie mit einem Aelde. Dieselbe Rücksicht hat Gott gegen uns geübt, als er seinen Sohn, ehe er ihn zum Mittler zwischen uns und sich erhob, erst in unsere Natur kleidete. Er hätte uns freilich auch auf andere Weise begnadigen können. Nachdem er aber den Weg der Erlösung durch seinen Sohn und den unserer Mitwirkung zu unserer Rettung bestimmt hatte, so mußte

¹⁵ Cyrill. Alex., Dial. 1 de Trin. (Migne LXXV 692 f.) Greg. Mag., Moral. 22, 42. Vgl. über diese erste Seite der Mittlerschaft (mediatio substantialis im Gegensatz zur mediatio activa) Thomassin., Theol. dogm., de Incarn. l. 9, c. 3. Scheeben, Dogmatik III 150 ff.

¹⁶ 1 Tim. 2, 5. August., Sermo 293, 7; Conf. 10, 43, 68; In Ioann. tr. 82, 4; In Psalm. 29, en. 1; Civ. Dei 9, 15, 2; De grat. Chr. et pecc. orig. 2, 28, 33. Thomas 3, q. 26, a. 2.

¹⁷ Hebr. 5, 1 2.

Christus auf Erden in unserem Fleisch auftreten und mußte in diesem statt unser unsere Strafe büßen, um den Vater mit uns auszuföhnen und uns so weit emporzurichten, daß wir nun selber mit seiner Hilfe voran zu gehen vermögen¹⁸.

Zu diesem Zweck konnte er nicht arm und schwach genug erscheinen, sich nicht genug verdemütigen, nicht bitter genug leiden. So hat er in den Tagen seines Fleisches unter Flehen und lautem Rufen und unter Tränen an sich selber erfahren, wie schmerzlich die Angst ein bedrängtes Herz niederbeugt, ein Herz, das sich, aller Hilfe entblößt, bloß auf die Erbarmungen Gottes angewiesen sieht. Da hat er zuerst selbst in den Leiden, die ihm der Befehl seines Vaters auferlegte, gelernt, wie schwer der Gehorsam ist¹⁹.

Jetzt war er geeignet, als unser Mittler t ä t i g zu sein. Dem schuldlosen, ewigen Gott, dem eigenen Sohn, welcher aus Liebe die Schuld der Hilflosen übernimmt, kann Gottes Gerechtigkeit und Liebe nicht widerstehen. Zu einem, der seinem Wesen nach unseresgleichen ist und dabei mehr leidet und von Gott schwerer gezüchtigt wird als irgendein anderer Mensch, können wir Zutrauen fassen. Wohl uns, daß wir, um Gottes Zorn ob unserer Sünden zu besänftigen, einen Fürsprecher bei ihm haben²⁰, und daß wir, um Gnade und Hilfe zu erlangen, an einen Hohenpriester gewiesen sind, der Mitleid mit unserer Schwachheit hat, weil er, vom Weibe geboren, unsere Hinfälligkeit trug, unsere Schmerzen litt und in allem geprüft worden ist, gleich einem jeden von uns! Nun können wir mit Zuversicht

¹⁸ Basil., Ep. 261, 2.

¹⁹ Hebr. 5, 7 8.

²⁰ 1 Joh. 2, 1²12; 4, 10. Hebr. 9, 24.

hinzutreten zum Thron der Gnade, um Barmherzigkeit und Gnade zu finden, wo immer wir Hilfe nötig haben.

9. Wie kommt es aber dann, daß wir so wenig Erhörung finden, daß wir uns oft vorkommen, als hätte Gott Gehör und Herz bei unserem Seufzen verloren? Es ist uns doch verheißen: Bittet, und es wird euch gegeben; suchet, und ihr werdet finden; klopfet an, und es wird euch aufgetan werden. Allein wie oft haben wir gepocht, mit Ungestüm gepocht, und die Pforte blieb uns verschlossen, und wir mußten abziehen, den bitteren Gedanken im Herzen, daß auch das Gebet nichts fruchte, daß selbst Gott das Erbarmen, das die Menschen uns versagten, verloren gegangen sei!

Nein, nein, da taten wir Gott unrecht. An ihm lag es nicht, an uns lag es. Hat er uns nicht längst gewarnt: Wenn ihr suchet, so suchet auch recht?²¹ Hat er uns nicht durch sein eingeborenes Wort sagen lassen: Alles wird euch der Vater geben, wenn ihr nur darum in meinem Namen bitten werdet? Und wir! Wir bitten freilich, aber wie und bei wem? Wir klopfen, aber an wessen Thür? Wir suchen Zutritt, aber durch wen? Ist denn kein Gott mehr in Israel, daß wir nur mit Zweifeln, gleichsam versuchend bitten? Ist der Glaube an unsern Mittler so sehr verschwunden, daß selbst Christen zu jedem Pythonsgeist ihre Zuflucht nehmen, ehe sie sich an Christus wenden?²²

Lernen wir also wieder, wo Klugheit, lernen wir, wo Kraft und Einsicht ist, und wir werden wieder erfahren, wie in alten Tagen christlichen Glaubens, wo Leben, wo Licht und Friede sich findet. Lernen wir beten durch Christus, und wir werden Erhörung beim Vater finden.

Wer anklopfen will, der klopfe an die rechte Thür!

Wer wandeln will, der wandle den rechten Weg!

²¹ Jf. 21, 12.

²² 4 Rön. 1, 6.

Es gibt nur eine Tür, und diese ist Christus. Durch Nebentüren ist noch nie einer zu Gott gelangt.

Nur ein Weg führt zum Leben, und dieser Weg ist Christus. Nebenwege führen daneben.

Es kann nichts schaden, wenn wir durch fremde Vermittlung an diese Türe pochen, es kann nur nützen, wenn wir uns durch kräftigere Leitung auf diesem Weg führen lassen. Aber es muß eine Fürsprache sein, die uns zu unserem einzigen Fürsprecher bei Gott führt, es muß eine Leitung sein, welcher er selber die Überwachung des Weges zum Leben anvertraut hat²³.

Bergebens sucht einer den Weg, wenn er sich dieser Macht — es ist die Kirche — entziehen will. Wer mit ihr zerfallen ist, wer nicht der wahren Kirche gehorcht, der mag sich schmeicheln, Christi zu sein; er gehört ihm nur dem Namen nach an²⁴. Und was bleibt ihm dann, wenn die Verbindung mit diesem unterbrochen ist?

Es gibt keine Sündenvergebung, es gibt keine Gnade, keinen Frieden, es gibt keine Weisheit, keine Gotteserkenntnis, es gibt keine vollkommene Tugend, keine ganze Gerechtigkeit, außer durch Christus. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel, durch den wir selig werden könnten, es gibt in niemand Heil²⁵, es kann niemand einen andern Grund legen als den, der gelegt ist, und das alles ist der Gottmensch Jesus Christus.

²³ Vgl. Hieron., In Psalm. 118, 1 3.

²⁴ Chrysost., In Act. apost. 33, 4. August., Enchir. 1, 5. Vincent. Lirin., Common. 34. Ambros., In Luc. l. 7, n. 95; De Spir. Sancto 3 (18), 17, 122. Ambrosiaster in 1 Cor. 3, 11. Greg. Mag., Moral. 20, 17.

²⁵ Apq. 4, 12.

Wer aber ihn aufnimmt und durch ihn bei Gott Zutritt sucht, der wird nicht bloß unter die Kinder Gottes aufgenommen, sondern empfängt auch aus seiner Fülle Gnade um Gnade.

Es ist eine Kraft in ihm, um jeden zu heilen, welcher der Heilung bedarf. Er hat seine Wundermacht nicht auf die Erde gebracht, um sie für sich zu behalten — denn wofür sollte er ihrer bedürfen! — sondern um sie für seine Brüder nutzbringend zu machen. Alles Volk, heißt es, drängte sich hin, um ihn zu berühren, denn es ging diese Kraft von ihm aus und heilte alle, und sofort fühlten sie, daß sie genesen waren. Sie sind wirklich durch ihn gesund geworden, wirklich sehend, wirklich gehend, rein, lebendig²⁶. Er selber hat sich vor seinen Feinden auf die Tatsache berufen zum Beweis für seine Sendung und Kraft²⁷. Das Volk sah es mit Bewunderung, seine Feinde gestanden es mit Ingrimm, die Vertreter der öffentlichen Gewalt, die am meisten dabei beteiligt waren, erklärten, es sei unmöglich, das in Abrede zu stellen.

Doch was brauchen wir alte Beweise? Haben wir doch bis zur Stunde noch das einstimmige Zeugnis aller, die durch Tugend, durch Opfer und Heiligkeit unsere Natur verklärt, unser Geschlecht geabelt haben. Sie alle versichern eines Mundes und drücken durch ihr Leben das Siegel der Glaubwürdigkeit unter ihre Aussage, daß sie Christus alles verdanken, was sie geworden sind. Sie waren Sünder, oft Verbrecher, ehe sie ihn kannten. Sie wollten besser werden, sie haben alles versucht, was Menschenkraft

²⁶ Basil., De Spir. Sancto 8, 19. Thomas 3, q. 8, a. 2. Ioann. Prudent., Comment. in 3 D. Thomae II, tr. 1, d. 2, dub. 3, s. 3 (Lugd. 1654, II 58 f.).

²⁷ Matth. 11, 5. Luc. 4, 18.

vermag und Menschenweisheit lehrt, aber es war umsonst. Aller Eitel, alle Scham, aller edle Unmut über ihr menschenunwürdiges Treiben führte sie zu nichts. Erst als sein milder Blick ihnen durch das Herz ging, erst als sie das Auge achtsam auf ihn hefteten, da drang tiefe Beschämung, heilsame Reue und der Trieb zum Besseren wie ein zweischneidiges Schwert in ihr Mark und Blut. Und als sie gar den Mut faßten, den Saum seines Kleides zu berühren, da fühlten sie sich wie neue Menschen durch eine neue Kraft, die von ihm in sie ausströmte. Die Schmach des Glaubens ward ihnen Trost, die Süßigkeit der Sünde unnennbarer Schrecken, Arbeit, Überwindung, Pflichttreue, Opfer so natürlich wie Luft und Speise, die Dornenkrone des Herrn ein willkommener Schmuck, sein Kreuz ihre Kraft, das Unmögliche fast ein Spiel. Davon nahm ihr Leben fürder ein ganz anderes Gepräge an. Es war allerdings auch ihr eigenes Werk, was sie vollbrachten, und darum ihr Verdienst; aber es kam aus der Kraft des Herrn, und darum ist es seine Ehre. Wenn wir sie verehren, so verehren wir also ihn in ihnen.

Bei der Liebe Gottes! das fällt uns nicht ein, einem Menschen um seiner Taten willen übermenschliche Ehre zu erweisen, und wenn er auch, wie so viele Heilige, übermenschliche Tatkraft bewiesen und Übermenschliches vollbracht hat. Gewiß, wir ehren unsere Heiligen, und wir haben Grund dazu als Menschen wie als Christen. Aber gerade als Christen wissen wir, wen wir in ihnen ehren, und Gott weiß es auch, Gott, der unser Zeuge ist, Gott, den wir allein als Richter über uns erkennen.

Deine Werke sind es, o Christus²⁸, die uns in ihnen zu heiligen Werken begeistern, deine Gaben, denen wir

²⁸ Bernard., Sermo 42, 1. Vita S. Bernardi 7, 29 (VI 1237 d).

in ihnen die wohlverdiente Ehre geben. Zu dir erheben wir uns, indem wir uns vor ihnen neigen, zu dir, dessen Erhabenheit sich zu ihrer Niedrigkeit herabgeneigt, zu dir, in dessen Kraft ihre Schwäche alles gewagt und alles vollbracht hat.

10. Die einen aus diesen Zierden unseres Geschlechtes haben gepflanzt, die andern haben begossen, jeder nach der Gnade, die ihm gegeben war. Sie alle haben etwas getan, der eine mehr, der andere weniger. Aber einer ist es stets, der in ihnen den Grund gelegt, einer, der die Kraft verliehen, einer, der die Tat gestärkt und das Gedeihen gegeben hat, derselbe, durch den uns alle Gaben Gottes zufließen, durch den wir sind, was wir sind, wenn wir anders etwas sind, Menschen und Christen zumal, derselbe, der uns ist alles in allem!

Er ist der Weinstock, vom Vater gepflanzt, wir sind die Reben. Wer nicht ihm verbunden bleibt, der fällt als dürres Holz ab. Wer in ihm bleibt, der bringt reichliche Frucht, nicht aus sich, sondern durch das Leben des Weinstocks. So enge und so lebendig einer ihm verbunden ist, so viel Leben, so viel Kraft und Feuer, so viel Erfolg ist mit ihm.

Wir anerkennen alles, was die Menschheit außer ihm Rechtes und Gutes vollbringt, aber wie wenig das alles, und wie halb selbst dieses Wenige ist, das sagt uns jener Eitel am Menschlichen, jener Lebensüberdruß, jener Pessimismus, der in der Welt ohne Christus das letzte, das entscheidende Wort führt.

Ganze Tugend, menschliche sowohl als übernatürliche, wahre Würde, Kraft beim Versagen jeder menschlichen Stütze, Vollkommenheit und Erreichung der höchsten Ziele haben nur jene gefunden, die sich in Christo geeinigt haben, nicht bloß auf eine Zeit, nicht nur halb und halb, mit Vorbehalt und Rückhalt, sondern ganz und unauflöslich. Sie glaubten solcher Liebe auch etwas entgegengeben zu sollen.

Sie hielten es nicht für zu viel, wenn sie sich ganz dem opferten, der sich zuerst ganz für uns geopfert hat. Aber sie erfuhren, daß keiner Gott etwas gibt, sowenig er ihm etwas nimmt. Solange sie sich ihm halb entzogen, halb überließen, gleich als hegten sie Mißtrauen, da wollte auch er sich ihnen nie so ganz mit seiner Kraft und mit seinem Trost anvertrauen. In dem Augenblick, wo sie ihm alles gaben und nichts für sich behielten, da hielt auch er nicht länger zurück, und mit ihm war ihnen alles gegeben. Was er getan, das ward ihrer, und was sie für ihn getan, das kehrte zu ihnen mit Wucherzinsen zurück. Sie wollten arm werden für den, der für uns arm ward, obschon er reich war, der aber reich ist an Erbarmen für alle, wenn sie sich selber ihm geben, und sie wurden reich durch seine Armut²⁹, reich an Erkenntnis³⁰, reich an Gnade³¹, reich an herrlicher Erbschaft³², reich an allen Dingen³³, so daß sie Überfluß hatten und mehr von ihrer Armut an andere zu geben imstande waren als zuvor von ihrem vermeintlichen Reichtum.

So reich, o Mensch, macht dich schon die Armut des Gottmenschen, so groß seine Niedrigkeit, sobald du sie mit ihm teilst. Und doch zeigt sich jetzt nur erst die Abtötung, das Leben, das Sterben Jesu Christi an deinem sterblichen Leibe! Denn noch ist nicht offenbar, was wir einst sein werden.

Wie groß, meinst du, wirst du dann einmal vor der Welt stehen, wenn er seine Majestät an dir vor der Welt offenbaren, wenn er dich, nachdem du mit ihm gelitten hast, mit sich verherrlichen wird!

Nachdem ihr also Jesum Christum den Herrn angenommen habt, so wandelt auch in ihm, eingewurzelt und

²⁹ 2 Kor. 8, 9.

³⁰ Kol. 2, 2. 1 Kor. 1, 5.

³¹ Eph. 1, 7; 2, 7.

³² Eph. 1, 18; 3, 16.

³³ 1 Kor. 1, 5; 4, 8.

festgegründet in ihm und stark im Glauben, und suchet mehr und mehr in ihn hineinzuwachsen. Jeden eurer Fortschritte sieht er als seinen Fortschritt an, jede Frucht, die ihr bringt, dankt er euch als Frucht, die ihr ihm gebracht habt³⁴. Suchet ganz fein zu werden in jedem Ding, nachdem er euch alles geworden ist in jedem Ding: Versöhnung für eure Sünden und Friede mit dem ausgesöhnten Gott, der Altar, von dem eure Gebete und Werke als lieblicher Wohlgeruch zu Gott emporsteigen³⁵, Wegweiser und Vorläufer³⁶ zur Heimat dort oben, Ursprung und Wurzel, Wachstum und Blüte, Haupt und Vollendung³⁷. Um euretwillen hat er den Himmel zur Erde geneigt, um euretwillen Gerechtigkeit und Erbarmung miteinander vereinigt³⁸, um euretwillen in sich das Übernatürliche durch das Natürliche gedämpft und das Natürliche durch das Übernatürliche verklärt³⁹. Nur euretwegen hat er sich zum Kindesalter der Menschen erniedrigt, um euch zu seiner eigenen vollen Reife zu erheben⁴⁰. Nur um eures Besten willen ist Gott zum Gottmenschen geworden, damit auch ihr Menschen, Christen, eins mit Christus, ja selbst Gottmenschen werden könnt⁴¹.

11. Und nun wird wohl keiner mehr fragen, welchen Nutzen es uns bieten kann, daß wir für unser Denken und Tun keinen andern **M i t t e l p u n k t** haben als den menschgewordenen Sohn Gottes. Haben etwa die Krüppel und die Bettler, die man auf den Straßen und hinter den

³⁴ Bernard., Cant. 63, 5.

³⁵ Ambros., In Psalm. 118, s. 3, v. 18. Andreas Caesar., In Apoc. c. 21. Radulph. Flav., In Levit. l. 1, c. 1.

³⁶ Hebr. 6, 20. Vgl. hierzu Primasius.

³⁷ August., C. lit. Petil. 1, 5 6; 7, 8; 3, 42, 51; 43, 52; 52, 64.

³⁸ Ps. 84, 11.

³⁹ August., Ep. 137, 3, 9. Leo, Ep. ad Flavian. c. 4.

⁴⁰ Eph. 4, 13. ⁴¹ Vgl. August., Civ. Dei 17, 4, 9.

Secken auflass und um den Königssohn beim Hochzeitsmahl sammelte, haben diese gefragt, ob ihnen das nütze sei? Was soll dann diese Frage, wenn es sich darum handelt, sich durch die Gnade mit dem zu vereinen und durch Glauben und Leben dem zu folgen, der voll der Gnade und Wahrheit ist, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind?

Je enger wir ihm verbunden sind, um so reichlicher strömt auf uns über, was er selber besitzt: Wärme und Licht, Kraft und übernatürliches Leben.

Je mehr wir auf ihn sehen, um so besser lernen wir die Sitten, welche den Kindern Gottes gebühren.

Und daß wir uns diese aneignen, das ist unsere höchste Aufgabe, denn dazu sind wir Christen geworden. Darum ist der Inbegriff aller Christenpflichten die Nachfolge Jesu Christi. Wenn wir nach unsern schwachen Kräften tun, wie er getan hat, dann haben wir unser Bestes geleistet.

Er aber hat als Gottmensch alles aus Gott getan.

Daß Gott in ihm war, das zeigte jedes seiner Worte und Werke. Seine Gedanken waren stets bei Gott. Weit entfernt davon, daß ihn die Welt vom Herzen Gottes gerissen hätte, führt ihn die Herablassung zu den Menschen und zum Außerlichen nur neuerdings zum Vater.

Dafür war auch alles, was er nach außen kundgab, unmittelbarer Ausfluß des göttlichen Denkens und Willens. Wie er von Gott hörte, so urteilte er; darum war sein Urteil gerecht⁴². Er redete nur das, was ihn sein Vater lehrte und was er beim Vater gesehen hatte⁴³. Seine Rede war nicht die seinige, sondern des Vaters, der ihn

⁴² Joh. 5, 30.

⁴³ Joh. 8, 26 28 38.

gesandt hatte⁴⁴. Und wie ihm der Vater befohlen hatte, also tat er immer⁴⁵.

Sein **A u ß e r e s** aber war der getreue Ausdruck seiner heiligen **I n n e r l i c h k e i t**, sein ganzes Wesen und Wirken aus Gott geboren und Gottes voll.

So ergab es sich von selber, daß jeder Zug an ihm hinwiederum Gott aussprach und die Menschen zu Gott hinführte. Das war bei ihm so natürlich, daß es niemand anders denken konnte. Es war nicht die gezwungene Ziererei der Welt, nicht die erkünstelte Feierlichkeit von Männern, welche eine öffentliche Rolle spielen, nicht das lästige Herbeiziehen des göttlichen Namens, wodurch verkehrte Frömmigkeit manchmal so abstoßend wirkt. Das alles ist nur Oberfläche und äußerlich angeflebt. Bei ihm kam alles von innen, und darum wirkte es anziehend und führte lieblich zu Gott hin. Sein Wesen und Benehmen erschien, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wie ein Ball von reinem Kristall, hinter welchem das Licht brennt, oder wie eine glühende Feuereffe. Niemand kann auf das Glas blicken, ohne das Licht zu sehen, niemand sich dem Ofen nahen, ohne Wärme zu empfinden, und jeder findet das selbstverständlich, weil das Licht die Kugel zu Licht und so zum Träger des Lichtes, weil das Feuer den Herd zu Feuer und so zum Verbreiter des Feuers gemacht hat.

So konnte Christus der Wahrheit gemäß sagen: Der Vater, der in mir wohnt, dieser tut meine Werke⁴⁶.

Deshalb zielte er auch in allem auf den Vater hin.

Wie die geheimnisvollen Wesen, von denen Ezechiel spricht, ging er immer gerade aus: wohin ihn der Geist

⁴⁴ Joh. 14, 24.

⁴⁵ Joh. 14, 31.

⁴⁶ Joh. 14, 10.

trieb, dahin schritt er, ohne sich je mehr umzuwenden. Das Ziel aber, wohin er ging, war immer und in allen Dingen nur eines: der Wille, die Liebe, die Ehre Gottes.

Hier haben wir im Vorbild unsern Beruf. Sage niemand, er sei zu schwer. Dafür haben wir eben Christus, damit wir unsere Aufgabe lösen. Er ist nicht ein bloßer Mensch, der uns höchstens aufmuntern kann, er ist nicht einzig Gott, dessen Heiligkeit uns erschrecken würde, er ist vielmehr der Gottmensch. Wie sich in ihm Göttliches und Menschliches zur innigsten Einheit verband, ohne daß das eine oder das andere darob beeinträchtigt wurde, so braucht es nichts, als daß wir uns ihm so enge anschließen wie der Zweig dem Baum, wie die Rebe dem Weinstock, und wir sind dem Schwersten gewachsen. Seine Kraft ist es dann, die in uns überströmt, seine Hand, die uns führt, sein Geist, der uns leitet. Sind wir aber von ihm gestärkt, so vermögen wir alles in ihm, alles, was menschlich schön und edel, alles, was christlich gut und erhaben, ja selbst, was scheinbar für menschliche Kraft unerreichbar ist.

12. Wie sehr haben wir also Grund, uns selber dazu Glück zu wünschen und Christo dafür Dank zu sagen, daß er es uns möglich, ja leicht gemacht hat, Menschen, Christen, noch mehr, Christus selber zu werden!⁴⁷

Ja, beides bist du uns, Herr Jesu, und doch nur eines, und in diesem einen alles, Gott und Mensch, Herr und Bruder, Vorbild des Leidens und Lohn des Opfers, Spiegel des Lebens und Krone der Vollendung, nur eines

⁴⁷ August., In Ioann. tr. 21, 8: Ergo gratulemur et agamus gratias non solum nos Christianos factos esse, sed Christum. Euseb. Caesar., Demonstr. evangel. 1, 5 (p. 12 a). Cyrill. Hierosol., Procat. 15; Cat. 10, 15 16; 22, 1 3.

nicht, unser Beurtheiler, das hoffen wir zu dir, nachdem du kein Bedenken getragen, dich für uns zu verderben, um uns für dich zu erwerben. Freudig folgen wir dir, dem Menschen, freudiger werden wir einst dich, unsern Gott, erreichen. Dankbar nehmen wir jetzt von dir zur Prüfung unserer Treue die Theilnahme an deinem Kreuze an, dankbarer werden wir ewig die Theilnahme an deiner Herrlichkeit aus deiner Hand empfangen. Eines aber, wir bitten dich, bewahre stets in uns gleich, bei Prüfung und Liebfosung, in Kampf und Sieg, auf dem Weg und am Ziel, die Ähnlichkeit, und wenn wir jetzt für diese Gnade noch zu gering sind, vorerst wenigstens das Seufzen und Ringen nach Ähnlichkeit mit dir, der du uns immer und überall der eine Anfang, die eine Mitte, das eine Ende bist, unser Vorbild, unsere Kraft, der Gottmensch Jesus Christus!

Jesus Christus einst und jetzt.

Wohl in keinem Punkt haben wir mehr Grund, einen Vergleich mit der Vergangenheit zu scheuen als in bezug auf die Liebe und Verehrung zu dem, in dem all unser Heil, unser ganzer Trost, unsere einzige Hoffnung ruht, zu unserem Herrn und Heiland Jesus Christus. Wir reden von allem, nur einen Namen meiden wir, den, in dem alles beschlossen ist; wir kennen alles, nur der ist uns fremd, ohne den alles nichts ist; wir rühmen uns jeder Nichtigkeit, wenn aber die Rede auf den fällt, vor dem alle Knie sich beugen, so ist es fast, als ob wir uns seiner schämten.

Wie ganz anders war das in den Zeiten des Glaubens! Damals war der Gottmensch Jesus Christus der wahre König der Geister und der Herzen. Wir

finden heute in der Heiligen Schrift fast nichts mehr, was uns in Anspruch nehmen könnte. Denn was geht das uns an, daß hier von Abraham die Rede ist, daß dort David spricht, daß uns das Wort Gottes ein drittes Mal auf einen Löwen oder einen Hirten hinweist! Damals aber sahen sie in Abraham, in Isaak, in Joseph, in Moses, David, Salomo, Job, in jeder Persönlichkeit Christus, in jedem ihrer Schicksale sein Leben. Jedes Bild der Schrift, Lamm, Löwe, Fels, Quelle, Palme, Sonne, Licht, mahnte sie an Christus. Fast jeder Psalm sprach ihnen von Christus⁴⁸, in jedem wurde ihnen Christus geboren, gekreuzigt oder verherrlicht⁴⁹. Sie sahen selbst, daß sich das oft mit dem Buchstaben nicht vertrage; dennoch duldeten sie es, weil es die Liebe zu Christus förderte⁵⁰. Und nicht anders sprach zu ihnen die Geschichte und die Natur. Alles war für sie eine Predigt, deren Grundtext und Schlußwort immer Christus lautete. Was sie selber schufen und taten, jede gottesdienstliche Zeremonie, jeder Bestandteil und Schmuck der kirchlichen Gebäude, alles mußte ihnen Christus sinnbilden. Unschmackhaft ist jede Nahrung, die nicht mit diesem Salz gewürzt ist, sagten sie mit dem hl. Bernhard; wo wir nicht Jesum lesen und hören, da finden wir keinen Gefallen⁵¹.

Aus dieser Stimmung gingen jene lieblichen Lieder und Hymnen hervor, deren jene Zeit so viele hervorbrachte. Die bekanntesten davon sind die, welche dem hl. Bernhard und der hl. Gertrud zugeschrieben werden. Aber

⁴⁸ Tertull., Prax. 11. August., In Psalm. 59, n. 1.

⁴⁹ Hilar., In Psalm. prol. 5. Ambros., In Psalm. 1, n. 8.

⁵⁰ Hilar., In Psalm. 63, n. 2. Vgl. hierzu Weiß, Lutherpsychologie² 134—146.

⁵¹ Bernard., C. C. S. 15, 6.

ihnen lassen sich ähnliche in Menge an die Seite setzen. Wir führen hier einige Strophen aus einer Hymne auf die Himmelfahrt des Herrn an, welche von der Gesinnung der Vorzeit gegen Christus ein herrliches Zeugnis ablegen:

D König, Gott von Ewigkeit,
 Der du die Gläubigen hast befreit,
 Als siegreich mit dem Tod du rangst
 Und triumphierend dich erschwangst:
 Du fährst hinan zum Sternenzelt,
 Wo deinen Thron dir hat bestellt
 Der Vater, der zu eigen dir
 Gab alle Dinge für und für —
 Daß der dreifältige Weltbau sich
 Dir huldigend beuge ewiglich,
 Was himmlisch und was irdisch ist,
 Und was der Hölle Schlund verschluckt.
 Der Engel Chöre zitternd sehn
 Der Menschheit Wiederauferstehn:
 Fleisch sühnt des Fleisches Schuld, das Wort,
 Das Fleisch ward, herrschet fort und fort.
 Du unsre Wonne, Gottes Sohn,
 Im Himmel unser ewiger Lohn,
 Du lenkst die Welt mit starker Hand,
 Lehr uns verschmähn der Erde Tand.
 Wir flehn zu dir: Erbarme dich,
 Heil unsre Schäden mildiglich,
 Erleucht uns auf des Heiles Bahn,
 Reuch unsre Herzen himmelan!⁵²

⁵² Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern I² 136 f. 428 f.

5. Christus, die Quelle und das Vorbild aller Vollkommenheit.

1. Kein Ding ist so schwach, daß man daran bezweifeln, keines so unbedeutend, daß man es verachten dürfte. Verwendet man es am rechten Platz, bringt man es in die geeignete Umgebung und schafft ihm die nötige Unterstützung, so kann das Kleinste groß werden, das Wertloseste Nutzen stiften.

Jeder Landmann und Gärtner weiß das zu würdigen. Was kann es Schwächeres geben als unsere Schling- und Rankengewächse! Überläßt man sie sich selber, so wird nichts aus ihnen als wildes Wucherwerk, das besseren Pflanzen hinderlich im Wege steht und ihnen Licht und Luft entzieht. Pflegt man sie aber ihrer Natur gemäß und gibt man ihnen eine kräftige Stütze, so lohnen sie die angewandte Mühe mit überreichem Erfolg. Welch gefürchtetes Unkraut war bisher die Waldrebe! Und gerade an ihr hat die neuere Gartekunst einen ihrer glänzendsten Triumphe errungen. Seitdem man gelernt hat, die wilde Hopfenranke an festen Stützen hochzuziehen, ist sie zu einem der wichtigsten und einträglichsten Kulturgewächse geworden. Vermählt man die kampanische Rebe mit der hohen Pappel, so steigt sie zu solcher Höhe empor, daß der Winzer, wie Plinius sagt, vor der Rebe sein Testament machen muß, wächst fort, als ob sie kein Maß ihrer Ent-

wicklung hätte, und gedeiht zu einer Stärke, daß keine Kraft sie mehr von der lieb gewordenen Stütze losreißen kann¹.

Und warum soll es dann mit dem Menschen anders sein?

Würden sich die Gelehrten, die Lehrer, die Philosophen, alle, die sich mit der Bildung des Menschen befassen, würden sich insbesondere jene, die darauf ausgehen, ein neues, tatkräftiges, ein den Bedürfnissen der Zeit gewachsenes Geschlecht heranzuziehen, würden sie sich bis zur Höhe dieser Einsicht erheben, die doch selbst dem Landmann zugänglich ist, so hätten wir nicht das Überhandnehmen der pessimistischen Welt- und Menschenverachtung in den gebildeten Kreisen zu beklagen.

Nun haben wir doch — so lauten ihre bitteren Klagen — an den unempfänglichen Menschen so hohe Worte über die Pflicht, sich als gebildet zu zeigen, verschwendet, daß wir wahrlich nichts weiter mehr sagen können. Aber offenbar ist es umsonst, daß wir ihm unsere schönen Lehren erteilen. Er müßte schon längst ein Weltwunder an Vollkommenheit sein, wenn er sie ausführen wollte. Aber entweder ist er so beschränkt, daß er unsern schönen Lehren unzugänglich, oder so verdorben, daß an ihm nichts mehr zu bessern, daß er also unserer Fürsorge nicht wert ist. Auf jeden Fall ziehen wir uns von ihm zurück und überlassen ihn seiner Verwilderung.

Also das ist das Endergebnis des neuen, mit so viel Lärm angekündigten Unternehmens, den Menschen ohne Hilfe der Religion auf eine höhere Stufe zu erheben, als er im Christentum errungen habe! Fürwahr ein Ausgang, der mit den großen Worten des Beginnens in gewaltigem Widerspruche steht.

¹ Plin. 14, 3 (1), 1.

Aber die Schuld liegt an der Verlehrtheit des Planes. Er ging nämlich von einem doppelten Irrtum aus.

Einmal glaubten diese unberufenen Wunderärzte den Kranken durch bloße Besprechung, d. h. mit hochtrabenden, leeren Worten heilen zu können.

Dann aber verlangten sie von dem armen Menschen, der am Boden lag, gichtbrüchig und unfähig, sich zu regen, er solle auf ihr Wort hin gehen, ja bergsteigen, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, ihm einen Stab oder einen lebendigen Führer zu geben, auf den er sich wenigstens stützen konnte.

Würde der Gärtner, der Landmann in seinem Fach also denken und handeln, dann würde wenig gedeihen. Aber der Baumzüchter, der Winzer ist klüger. Er gibt der schwachen Pflanze einen festen Rückhalt, und damit ist er seines Erfolges sicher.

Merkwürdig, daß sich die Erzieher und die Lehrer des Menschen, die doch das schwächste aller Gewächse zu bilden haben, dieser einfachen Weisheit nicht erschließen. Und es könnte sie doch die tägliche Erfahrung des Lebens über die Grundwahrheit belehren, daß die besten Lehren für den Verstand allein den Menschen nicht stark genug zum Guten machen, daß man aber auch am Schwächsten nicht verzweifeln darf, wenn es gelingt, in der Erziehung seinem Charakter durch eine feste Stütze Sicherheit und Kraft zu verschaffen.

2. Daß sich die Lehrer der gewöhnlichen Weltweisheit nicht dazu erschwingen, nach diesem so einleuchtenden Mittel zu greifen, läßt sich verstehen. Wen wollen sie auch dem Menschen als Haltpunkt geben? Einen Menschen, so schwach wie alle andern? Oder sollen etwa sie andere tragen, sie, die nur zu gut wissen, daß sie sich selber nicht tragen können? Einen Höheren aber als einen bloßen

Menschen wollen sie nicht anerkennen, geschweige anempfehlen. Lieber lassen sie ihren Zögling in der Hilflosigkeit liegen, in der sie ihn gefunden haben, und geben ihre eigene Arbeit an ihm preis.

Wenn aber selbst solche, die den Namen Christi im Munde führen, nicht erfassen, daß dem Menschen nur eine Macht, die über ihm steht, also nur eine *ü b e r n a t ü r l i c h e* Stütze, Kraft und Geradheit verschaffen kann, damit er seinem Ziele entgegenreife, so ist es wohl zum Bertwundern.

Dennoch ist es nicht so leicht, diese Wahrheit *r e c h t* zu verstehen. Es gab christliche Lehrer, die sich etwas zu gute darauf taten, sie erst hätten diesen Lehrpunkt eingesehen und verkündigt, und gleichwohl haben sie ihn so entstellt, daß für sie und für die, welche ihnen folgten, der sittliche und der geistliche Tod die unvermeidliche Folge war.

Dieser schwere Vorwurf trifft die Reformatoren und ihre früheren Jünger.

Es ist wahr, sie haben Christus als Stütze für den Menschen mit vollem Munde gepredigt, in der Meinung, noch niemand vor ihnen habe das getan. Sie gingen noch weiter und verkündigten sein Werk und sein Wirken als voll ausreichenden *E r f a ß* für alle eigene menschliche Tätigkeit.

Was sie aber in diesem Stücke zu viel von Christus erwarteten, das nahmen sie ihm auf der andern Seite weg.

Sein Gesetz, sein Wort, sein Vorbild galt ihnen nichts, ja sie leugneten den Wert davon mit den wegwerfendsten Ausdrücken. Er habe, meinten sie, genuggetan, nicht bloß für uns, sondern *s t a t t u n s e r*, so sehr, daß wir nicht mehr not hätten, uns um das zu kümmern, was er gesagt und befohlen habe, oder gar von unserer Seite noch etwas

zu tun. Es genüge, daß wir uns sein Werk im Glauben zu rechnen, dann brauchen wir unsererseits kein Werk mehr zu tun.

So haben sie dem Weinstock allerdings eine Stütze zu geben versucht, aber sie wollten ihm eine bieten, die statt seiner wachsen und blühen und Früchte tragen sollte, indes er selber nichts weiter zu tun habe, als sich an sie zu lehnen.

Das war nun freilich eine höchst schädliche Unwahrheit.

Aber mußten deswegen ihre späteren Nachfolger in die entgegengesetzte Einseitigkeit zurückfallen und gleich den alten Pelagianern und den jüngeren Sozinianern die ganze übernatürliche Kraft der Person und des Werkes Christi hinwegräumen, um nichts mehr übrig zu lassen als ein wenig anregende menschliche Lehre und dazu noch etwa sein Beispiel?

Worin unterscheidet sich dieser sogenannte moderne Christus von einem Sokrates oder Zeno oder einem gewöhnlichen Worthelden? Wir wüßten nicht, wie einer, der Christus bloß nach der Lehre dieser Rationalisten kennt, an etwas Göttliches denken kann, das von ihm auf seine Anhänger ausgehen soll. Von dem Christus des Evangeliums, dem wahren, eingebornen, ewigen Sohn des lebendigen Gottes in wahrer menschlicher Gestalt, von dem gottmenschlichen Mittler, dem niemand in die Nähe kam, dem niemand auch nur den Saum des Kleides streifte, ohne daß er eine höhere Kraft von ihm zu seiner Heilung ausströmen fühlte, findet sich bei ihnen keine Spur mehr.

3. Diese traurige Lage lehrt uns ein Doppeltes.

Erstens, daß es unsere Aufgabe ist, durch Lernen, und was noch besser ist, durch Beten und durch Betrachten in den Geist Christi einzudringen, aber nicht um ihn bloß

zu k e n n e n , sondern um sein Wort zu erfüllen und sein Beispiel so vollkommen n a c h z u a h m e n , als uns das möglich ist.

Damit ehren wir Christus nicht als Erlöser, wenn wir sein Werk und die Verdienste seiner Person als Deckmantel für unsere Untätigkeit um uns hüllen. Und wenn wir höchstens seine Weisheit bewundern, seine Person aber gleichgültig betrachten, so drücken wir ihn zur Niedrigkeit eines gewöhnlichen menschlichen Lehrers herab.

Die Ehre, die Christo gebührt, verlangt vor allem, daß wir bekennen, es gebe für uns k e i n H e i l und k e i n e V o l l k o m m e n h e i t als durch den innigsten Anschluß an ihn, innerlich durch den Glauben, die Verehrung und Anbetung, äußerlich durch die treueste Nachahmung seines allerheiligsten Beispieles.

Die Bestimmung unseres persönlichen Lebens besteht also darin, Christus ähnlich zu werden durch die V e r e i n i g u n g mit ihm, durch Versenkung in den Geist seiner Lehre und seines Wandels und durch Nachbildung seines Vorbildes, durch eine Nachbildung aber, die nicht aus bloß menschlichem Wohlgefallen oder Belieben hervorgeht, die vielmehr ausgeht von dem Glauben an eine übermenschliche Heiligkeit und von dem religiösen Streben nach ihm als dem höchsten Ziel unseres eigenen Tugendstrebens.

Damit wir das vermögen, hilft er eben durch seine göttliche Kraft unserer menschlichen Schwäche auf.

Nie wird ein Mensch wahrhaft vollkommen auf anderem Weg als durch die Nachfolge Jesu Christi.

Nichts ist heilig, als was ein Nachbild dieses Menschen ist². Unser Endziel ist die Vollkommenheit, die Voll-

² Gregor. Mag., Ez. 1, 2, 19.

kommenheit ist aber Christus³. Soviel einer von Christus an sich hat, so viel besitzt er Vollkommenheit. Der Heiligste ist der, welcher denkt, will, tut wie Christus, der, welcher betet, arbeitet, eifert, welcher leidet, sich erniedrigt, sich für Gott hinopfert, so wie es Christus in gleicher Lage tun würde.

Was nicht nach Christus getan ist, das liegt außer den Wegen der Vollkommenheit. Was Christum treu wiedergibt, das muß uns ewig genügen, denn es genügt Gott selber, und für den Menschen ist ein Hinausgehen darüber nicht möglich.

4. Aus dem Gesagten erhellt aber zweitens, daß dem Menschen nicht gedient wäre, wenn er an Christus nur den Lehrer und das Beispiel hätte, aber nicht die *übernatürliche Kraft*, die ihn über seine eigene Schwäche erhebt.

Gewiß ist der hinreißende Einfluß eines so heiligen Lebens nicht hoch genug anzuschlagen, und es wird wohl niemand von allem Guten so verlassen sein, daß dessen Anblick nicht tiefen Eindruck auf ihn machte, und das Verlangen, ja den Entschluß, es nachzuahmen, in ihm erweckte.

Aber warum werden dann doch verhältnismäßig so wenige dadurch wirklich vollkommen? Warum steht neben der kleinen Zahl derer, welchen dieses wunderbare Leben zur Auferstehung gereicht, eine so große Anzahl von solchen, denen es zum größeren Falle wird?

Weil das bloße Anstaunen einer so erhabenen Vollkommenheit ohne den Versuch zur Nachahmung einerseits nur die Verantwortung mehrt, anderseits eher abschreckt als ermutigt.

³ Aug., In Psalm. 54, 1; 56, 2.

Der tote Glaube an Christus — von der bloß menschlichen Bewunderung schweigen wir — selbst der christliche Glaube, solange er tot ist, mag zur Bewunderung für Christi Lehre und für sein erhabenes Beispiel führen, er kann jedoch ebensowenig praktischen Erfolg haben wie jene Bildungsweise, die nur den Kopf mit schönen Idealen anfüllt, den Willen aber kraftlos läßt.

Wenn also die Lehre und das Leben Jesu Christi nicht eher ein Schaden als ein Nutzen für die Menschheit sein sollten, so mußte er auch einen mächtigen Antrieb mit sich bringen, der uns begeisterte, sein Wort ins Werk zu setzen und sein Beispiel in der Tat nachzuahmen.

Und selbst der bloße Antrieb konnte noch nicht genügen. Er mußte denen, welche ihm nachfolgen wollten, auch Kraft einflößen, damit sie fähig würden, das, was sie aus seinem Mund gehört und an seinem Beispiel geschaut haben, trotz ihrer menschlichen Schwäche im Leben durchzuführen.

Nur wenn diese drei Dinge: *Lehre*, *Vorbild* und *Kraft* zum Leben in ihm vereinigt sind, dann ist er uns wirklich zum Leben und zum Heil.

Wer ihm aber auch nur eines davon nimmt, der macht das Leben zum Untergang für die hilflose Menschheit.

Dieses dreifache Erfordernis ist nun aber wirklich in der Person Jesu Christi vereinigt.

Er sagt selbst: *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.*

Weg ist er durch sein heiliges Beispiel, Wahrheit als Lehrer, Leben, indem er jedem die Kraft verleiht, sein Wort und Vorbild an sich selber lebendig zu machen.

Wer also das Leben sucht, der muß sich an den unteilbaren, den ganzen Christus halten, den Lehrer der

Wahrheit, das Urbild der Heiligkeit, den göttlichen Kraft- und Gnadenspender.

Wer aber den wahren, den lebendigen Christus hat, der hat alles, was er zur Vollkommenheit und zum Heile braucht.

Ach, wie arm sind die, welche Christum nicht haben, und wie betrogen erst jene, welche glauben, ihn zu besitzen, ihn aber nur zum Teil, also wie tot haben!

Was ist der Mensch, der nicht in lebendiger Verbindung mit Christus steht? Ein Wesen von solcher Schwachheit, daß wir es begreiflich finden, wenn er an sich selber Ekel empfindet und sich aus Verachtung wegwirft.

In der ganzen Natur gibt es aber nichts, was den Menschen über sich erheben könnte. Ihm das bißchen Ehre, Reinheit und Kraft, was er allenfalls noch besitzt, zu nehmen, ja, dazu ist die Natur fähig. Ihm aber auch nur einmal eine Regung von Stärke verleihen, die er nicht selber hat, das kann sie nun und nimmermehr.

Aus Mitleid mit diesem Elend hat sich der, welcher ihn geschaffen hat — doch nein, so hat er ihn nicht geschaffen — hat sich der, dessen Werk der Mensch so tief entweiht hat, zu ihm herabgelassen, um ihn über die menschliche Armseligkeit hinaus, ja mehr noch, um ihn bis zur übernatürlichen Reinheit emporzuführen.

Die Rettung, die Stärke, der einzige Weg zur wahren Größe des Menschen ist also Jesus Christus. Es braucht gar nichts, als daß wir uns hilfsbedürftig an ihn anlehnen wie die Rebe an den Pfahl, oder besser gesagt, daß wir uns mit ihm vereinigen wie der Rebzweig mit der Rebe, und wir werden wachsen in ihm, der unser Haupt ist⁴, stark werden zu aller Überwindung und Tugend,

⁴ Eph. 4, 15.

unerschöpflich reich in unserer Armut, unüberwindlich trotz aller Niederlagen.

Sobald wir also gelernt haben, Christus nicht bloß vor uns als Lehrer oder neben uns als Muster zur Nachahmung zu sehen, sondern uns als eins mit ihm zu betrachten wie Glieder und Haupt, wie Pfropfreis und Stamm, wie Zweig und Baum, dann hören wir auf, natürliche Menschen zu sein, und erheben uns über die natürliche Schwachheit.

Dann sind seine Säfte, seine Kräfte, seine Güter die unsern, dann haben wir Christum angezogen⁵, dann lebt er in uns und wir in ihm⁶, dann ist Christus unser Leben⁷.

Dann sind aber auch umgekehrt unsere Taten Christi Taten, dann wird sein Leben an uns offenbar⁸, dann wird unsere Schwäche siegreich und unüberwindlich, dann finden wir das Unmögliche leicht, das schwerste Joch süß und bringen reichliche Frucht, nicht bloß für den Augenblick und für die Zeit, sondern dauernd, für die Ewigkeit.

5. Wie aber können wir dieser Kräfte teilhaftig werden? Das ist in dem eben Gesagten bereits ausgesprochen.

Nicht, indem wir mit der freien Moral des Humanismus auf eigene menschliche Kraft pochen, nicht durch den leeren Glauben der Reformatoren, sondern indem wir uns lebendig dem Stamm, dem Gottmenschen Christus eingliedern.

Wenn man sagt, wir sollen Christi Kraft in uns saugen, wie der Säugling aus der Brust der Mutter Kraft zum Leben saugt, so ist das noch viel zu wenig.

⁵ Röm. 13, 14. Gal. 3, 27.

⁶ Joh. 15, 5. Gal. 2, 20.

⁷ Kol. 3, 4. Phil. 1, 21.

⁸ 2 Kor. 4, 10 11.

Nein, wie die Zweige mit dem Baum verwachsen, wie die Schößlinge mit der Rebe eines sind, eines Saftes, eines Lebens, einer Fruchtbarkeit, so müssen wir mit Christus geeinigt sein, soll seine Kraft die unfrige werden.

Die innigste Vereinigung mit seinem Leib, die Gemeinschaft mit der Kirche, mit dem kirchlichen Tun und Leben ist also die Bedingung und das nächste Mittel, damit wir der Kraft teilhaftig werden, ohne die wir das Ziel unserer Vollkommenheit nie erlangen können. In dem Grad, in dem diese Teilnahme lebendig wird, wächst auch unsere Stärke.

In der Kirche, dem lebendigen Leibe Christi, strömt sein Blut, der Saft des Lebens, das Unterpfand des Heiles.

Nur in der Kirche haben wir die Gnadenmittel, nur durch die Anwendung der Gnadenmittel die Gnade, nur durch die Gnade die Kraft Jesu Christi.

Durch die Taufe werden wir Christo eingepflanzt⁹ und eingepfropft¹⁰. In der Firmung werden wir noch mehr in Christus befestigt, weil der Heilige Geist vom Herzen aus, in dem er wohnt, die göttlichen Lebensäfte nicht nur fruchtbar macht, sondern sich selbst wie ein himmlisches Siegel darauf legt, welches das Entweichen unseres kostbaren Gnadeninhaltes verhüten soll¹¹. Haben wir gleichwohl durch unsere Schuld diesen Schatz und damit all unsere übernatürliche Kraft, ja den Zusammenhang mit dem Lebensbaume Christus selbst verloren, so hat uns seine Liebe ein neues Hilfsmittel zubereitet, die Buße, in der wir ihm abermals eingepflanzt, mit den verlorenen Gnaden

⁹ Röm. 6, 5.

¹⁰ Röm. 11, 24.

¹¹ 2 Kor. 1, 21 22.

wiederbeschenkt, durch den Heiligen Geist erneuert und in der Kraft des Lebens befestigt werden¹².

Das Vollmaß der Einigung aber, die zwischen uns und Christus möglich ist, die Speise der Starken¹³, der Feuerherd der Liebe, des Opfers und der Andacht, der Mittelpunkt des gesamten religiösen Lebens, die Nahrung der Vollkommenheit, ist jenes Sacrament, in dem Christus selber, der ganze, lebendige Christus mit seiner gottmenschlichen Persönlichkeit, Heiligkeit und Kraft in unser Herz einkehrt und Wohnung darin nimmt¹⁴, das allerheiligste Sacrament des Altars. Sind alle Sacramente Quellen der Gnade, so ist dieses erhabenste aller Sacramente der Urheber, der Herr und Verleiher der Gnade selber¹⁵. Durch dieses werden wir eines Leibes¹⁶ und blutsverwandt mit Christus¹⁷. Er selbst fließt durch diese Mitteilung in unser Herz gleich einer Quelle oder einem Feuerstrom, aber nicht um darin zu versiegen oder zu erlöschen, sondern um uns an sich zu ziehen und in sich umzugestalten¹⁸. Denn nicht wir verwandeln diese Speise in uns wie die gewöhnliche Nahrung, sondern sie wandelt vielmehr uns in sich um¹⁹.

Offenbar ist ein großer Unterschied zwischen der eigenen Tätigkeit des sich selbst überlassenen Menschen und der unmittelbaren Einwirkung Gottes.

¹² Bf. 50, 13 14.

¹³ Aug., Conf. 7, 10, 16.

¹⁴ Joh. 14, 23.

¹⁵ Trid. sess. 13, cap. 3.

¹⁶ Cyrill. Hierosol., Cat. 22, 3. Chrysost., In Hebr. hom. 6, 2. Paschas. Radbert, De corp. et sang. Domini 7.

¹⁷ Cyrill. Hierosol. a. a. O. 22, 3.

¹⁸ Gertrud., Legatus divinae pietatis 3, 26.

¹⁹ Aug., Conf. 7, 10, 16.

Allerdings, es kann nicht oft genug gesagt werden, wirkt die Gnade Gottes nicht ohne die Mitwirkung des Menschen.

Aber wenn schon der Anstoß zur eigenen Anstrengung und die Fähigkeit dazu von dem göttlichen Einfluß abhängt, so noch mehr der Erfolg. Die Arbeit des Menschen, so unerläßlich sie ist, tut doch nur dasselbe, was der Gärtner tut, der den Baum düngt, beschneidet, bindet, reinigt und vor Frost schützt. Das alles macht ihn weder lebendig noch fruchtbar. Wenn nicht der Saft v o n i n n e n im Stamm emporsteigt, so trägt er keine Blätter, keine Blüten, keine Früchte.

Was nützt es also so vielen tausend gutmeinenden Seelen, daß sie das Wort des Herrn in ihrer Bibel, ja selbst den Glauben an sein Werk in ihren Herzen haben, aber der Kanäle entbehren, durch die ihre ausgetrockneten Adern mit seinem göttlichen Lebenssaft gefüllt werden sollen? So arbeiten sie, das Zeugnis kann man ihnen oft nicht versagen, redlich im Schweiß und Regen und Sturm dem fleißigsten Gärtner zum Troß an sich herum, erfinden, wie das besonders die Geschichte des Pietismus zeigt, die wunderbarsten Mittel, ebenso künstlich als peinlich, um dem unstillbaren Drang ihres Herzens nach Vollkommenheit gerecht zu werden, und bleiben doch, einzig auf ihre menschliche Mühe beschränkt, in ihrer eigenen Hilflosigkeit liegen.

Wie ganz anders, fänden sie vom Wort und vom Werk des Herrn den Weg zu seiner Person, zu seinem Leben!

Als W a h r h e i t kennen sie ihn oder glauben ihn doch als solche zu kennen, als W e g aber finden sie ihn nicht, und als L e b e n ahnen sie ihn auch nicht einmal.

6. Da haben unsere H e i l i g e n anders gedacht und gehandelt und darum auch ganz andere Erfolge errungen.

An eigener A n s t r e n g u n g haben sie es wahrlich nicht fehlen lassen, vielmehr Mühen auf sich genommen,

die unsere Trägheit aufs tiefste beschämen. Aber den Gedanken, als ob es unsere Kraft, unsere Mühsigkeit, unsere Gerechtigkeit sei, wovon wir Erfolg oder das Wohlgefallen Gottes erwarten dürfen, diesen Gedanken konnten sie nicht entschieden genug zurückweisen²⁰.

Willst du wahre Heiligkeit, sagt die hl. Mechthild, so halte dich an den, welcher die Heiligkeit selber ist und alles heiligt. An ihn schmiege dich, und das Meer seiner Reinheit wird deine Fehler abwaschen und dich von deinen Schwachheiten heilen. Mit ihm wachse zusammen, und seine göttliche Kraft wird in dein Innerstes selbst überströmen. Denn seine Liebe hat nichts für sich allein, sondern alles für alle, die ihn lieben und seine Gaben annehmen²¹.

Es gibt keinen reicheren Schatz als das Leben und die Kraft Jesu Christi, sagt die hl. Brigitta und sagen viele andere Heilige mit ihr. Würsten wir nur dazu vorzudringen und davon Gebrauch zu machen!²² Haben wir uns einmal damit eins gemacht, dann sind wir wie ein Baum, der seine Säfte aus dem Grunde zieht, in dem er eingewurzelt ist: alle Früchte, die wir tragen, sind nur die Reife der Lebensäfte Christi²³. Mit seinen Werken und Verdiensten tilgen wir unsere Schulden so völlig, daß Gott nichts mehr von uns zu fordern hat²⁴. In seiner Kraft vollbringen wir alles, was wir tun, als seine Werke, und Gott selber nimmt sie an, wie wenn es seine Werke wären²⁵.

²⁰ Birgitta, Revelat. 6, 69; 109; Extravag. 58.

²¹ Mechthild.. Liber specialis gratiae 1, 37.

²² Birgitta a. a. D. 3, 13; 4, 89.

²³ Gertrud., Legatus divinae pietatis 3, 18.

²⁴ Lud. de Ponte, Vita Marinae de Escobar 6, 9, 1. Mechthildis a. a. D. 2, 9.

²⁵ Gertrud. a. a. D. 4, 9, 41.

Darum hat der, welcher sich mit Christus geeint hat, keinen Grund, sich über die Mangelhaftigkeit seiner Werke allzusehr zu ängstigen. Es ist das ebenso verkehrt, wie wenn er den Gedanken nicht loszubringen weiß, als liege es an seiner eigenen Mühe, ihnen Wert und Gedeihen zu verschaffen²⁶.

Alle Gottgefälligkeit und aller Erfolg kommt einzig von Christus und von seiner Gnade²⁷. Die besten Taten des Menschen mögen gut und ehrenvoll sein, aber unendlichen Wert vor Gott erlangen sie, wenn sie in inniger Einigung mit den heiligen Werken Jesu Christi getan und Gott dargebracht werden²⁸. So die Lehre der Heiligen.

7. Das waren aber bei ihnen nicht leere Ansichten oder vorübergehende Einfälle, sondern sie wurden in ihnen Tat und Wahrheit.

Niemand kann das Leben der Heiligen verstehen, der nicht die eben geschilderten Anschauungen als Schlüssel mitbringt. Wer diese nicht würdigt, dem muß es freilich oft den Eindruck von Sonderlichkeiten machen, wie auch schon ihre Grundsätze den fast zurückstoßen, der nicht selbst fest und lebendig im Glauben steht. So aber ist gerade das, was der Welt an ihnen Torheit scheint, der gelungenste Ausdruck für den Geist Jesu Christi.

Sie können auf alle Vorwürfe von Übertreibung und Fanatismus keine bessere Erklärung anführen als das Wort des Apostels: Die Liebe Christi drängt u n s²⁹.

²⁶ Gertrud. a. a. D. 3, 18; 4, 25.

²⁷ Ebd. 4, 9 13 31. Mechthild. a. a. D. 3, 10.

²⁸ Gertrud. a. a. D. 4, 9 13.

²⁹ 2 Kor. 5, 14 ff. 1 Theff. 5, 9 f.

Ihre Seele ist, wie die hl. Mechthild von sich sagt, durch den Kitt der Liebe mit Christus viel inniger verbunden als die Seele Davids mit Jonathans Seele³⁰. Sie fühlen seine Gottheit in sich strömen wie eine lebendige Quelle, und ihre Seele strömt hinwieder in Christus über wie ein Bach, dessen Schleusen geöffnet sind³¹. Das Feuer der Liebe zu ihrem Herrn brennt in ihren Herzen so mächtig, daß alle Werke, die sie üben, wie Holzstücke sind, welche die Flamme mehren, bis sie zum Herzen Gottes emporlodert.

Ihr einziges Denken ist Christus. Ohne ihn ist ihnen alles nichts; um ihn zu gewinnen, verzichten sie auf alles; mit ihm würden sie selbst in die Hölle gehen³².

Was sie tun, das tun sie nur, um Christum zu finden, um sich von ihm voll zu saugen wie der Schwamm mit Wasser, und um das, was sie aus ihm gesogen, ihm mit vollem Maße wieder zu geben zu seiner ausschließlichen Ehre.

Da nimmt jedes Werk, so klein und niedrig es auch sei, den Gehalt eines göttlichen Wertes an. Nicht bloß im Gebete glaubt die hl. Gertrud aus dem Herzen des Herrn das Wasser des Lebens wie aus einer Brunnenröhre zu schöpfen³³ und sein Blut über sich herabfließen zu lassen, daß sie weißer wird als der Schnee³⁴, sondern selbst wenn sie ißt, frohlockt sie vor Freude, daß sie auf dem Altare Gottes — so nennt sie ihr Inneres — eine seiner Gaben zum Brandopfer darbringen darf³⁵.

³⁰ Mechthild., Lib. spec. grat. 1, 23.

³¹ Ebd. 1, 24.

³² Raimund., Vita S. Cathar. Sen. Prol. 15. Arnald., Vita B. Angelae Fulgin. 3, 66. Schram, Myst. § 296. Pinamonti, Director spiritualis c. 30.

³³ Gertrud., Leg. div. piet. 3, 26 30.

³⁴ Ebd. 4, 2.

³⁵ Ebd. 1, 11.

Geht sie zur Beicht, so ist es ihr, als tauche sie in die Wellen des Heilbades, das uns Christi Herzblut eröffnet³⁶.

Wird das Opfer der Messe gefeiert, so öffnet sich den Heiligen der Himmel, und der ewige Hohepriester vollzieht selbst im Himmel, was auf Erden vor ihren Augen geschieht³⁷.

Und eilen sie vollends zur Kommunion, so tun sie das mit einem Verlangen und mit einer Lust, wie sich der Säugling an die Brust der Mutter preßt, wie sich der Vogel in sein Nest birgt, wie sich der Fisch ins tiefste Wasser versenkt³⁸.

Der Heilige Geist entzündet das Feuer der Liebe in ihrem Herzen, daß es warm und weich wird gleich schmelzendem Wachs, und der Herr drückt sich bei seiner Einkehr in das Herz ein wie das Siegel der Gottheit selber³⁹.

So ist in den Heiligen das Wort zur Wahrheit geworden: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir⁴⁰.

Will man sie begreifen, so löst uns am besten das Rätsel ihres Tuns und Strebens die Erscheinung, in der die hl. Mechthildis zu ihrem Wirken eingeweiht wird. Da ruft sie der Herr zu sich, legt seine Hände in ihre Hände und gibt ihr alle Arbeit und alle Werke, die er in seiner heiligen Menschheit vollbracht hat, legt seine Augen auf ihre Augen, daß sie mit seinen heiligsten Augen sieht und ebenso reichlich ihre Tränen fließen läßt, und drückt seinen Mund auf den ihrigen, indem er ihr dadurch zum Ersatz

³⁶ Ebd 3, 14.

³⁷ Hildegard., Scivias 2, 6, 1. Gertrud. a. a. D. 4, 59.

³⁸ Mechthild. a. a. D. 2, 24. Gertrud. a. a. D. 3, 18 74.

³⁹ Ebd. 2, 7.

⁴⁰ Gal. 2, 20.

für ihre Nachlässigkeit und Schwäche alles Lob, allen Dank, alles Gebet, alle Predigt und Ermahnung seiner heiligen Lippen anvertraut. Zuletzt einigt er sein Herz mit dem ihrigen und schüttet alle Übungen der Andacht, Betrachtung und Liebe und die überreiche Fülle seiner Gnaden aus ihm in sie hinüber. Da geht ihre ganze Seele in seiner Liebe auf wie Wachs vor dem Feuer, er prägt sich in sie wie das Siegel, und sie formt sich nach ihm und wird ein getreues Abbild seiner göttlichen Vollkommenheit, völlig eins mit ihm⁴¹.

8. Hier wird uns erst klar, was die Menschwerdung Gottes für uns bedeutet.

Wir fassen von ihr fast immer nur eine Seite ins Auge. Wir glauben ihr schon gerecht geworden zu sein, wenn wir denken, daß sie den Sohn Gottes angeht.

Sie geht aber uns ebenso an wie ihn. Sie ist in ihm nur begonnen worden, um in uns ihre Fortsetzung zu finden.

Deshalb hat sich Gott zum Menschen herabgelassen, damit sich der Mensch zu Gott erhebe. Wenn sich die Menschheit nicht aufs innigste mit Gott vereinigt, dann hat sich die Absicht, die Gott hatte, als er sich mit der Menschheit vereinigte, nicht in ihrer ganzen Tragweite verwirklicht. Nur wenn sich der Tausch zwischen dem Erlöser und der erlösten Menschheit so vollkommen vollzogen hat, nur wenn sich diese sein Leben so zu eigen gemacht hat, daß er das ihre als das seine betrachten kann, dann ist der ganze Zweck der Menschwerdung erreicht.

In den Heiligen hat Christus das zustande gebracht. Der Titel: König der Heiligen, ist darum der Abschluß der Menschwerdung.

⁴¹ Mechthild., Lib. spec. grat. 1, 1.

Es ist keiner der Heiligen, der sich nicht nach ihm gebildet, keiner, der nicht seine Kraft in einem oder dem andern Werk verwirklicht, keiner, der nicht sein Werk und Leben fortgesetzt und erneuert hätte.

Es ist darum auch keiner der Heiligen, dessen Taten nicht ein Teil am Werke der Menschwerdung, ja — wir scheuen uns nicht, es zu sagen, denn der Apostel hat es selbst gesagt⁴² — ein Beitrag zur Vollendung des Erlösungswerkes ist.

Jeder Tropfen Blut und Schweiß, den die Heiligen und die Auserwählten vergossen, war ein Tropfen des Blutes und Schweißes Christi. In ihrem Herzen schlug der Pulsschlag des Herrn, flammte sein Eifer, brannte seine Liebe; aus ihrem Munde flossen seine Worte, aus ihren Händen seine Taten und Gaben. Jedes Leiden, das sie litten, war ein Splitter des heiligen Kreuzes; jedes Verdienst, das sie erwarben, ein Verdienst des göttlichen Erlösers.

Das ist der Grund unserer Verehrung gegen die Heiligen.

In den Aposteln ehren wir das weltumwandelnde Wort des göttlichen Wortes, in den Märtyrern die überwindende Kraft der Geduld Jesu Christi, in den Jungfrauen den Sieg seiner himmlischen Reinheit, in den Mönchen die Erhabenheit seiner Armut, seiner Demut, seines Gehorsams, in der ganzen verklärten Menschheit die übernatürliche, göttliche Stärke, die er in der Schwachheit des Fleisches verbarg.

In einem herrlichen Gesichte schaut eine begnadigte Seele den heiligen Wunderbaum der Menschheit Jesu Christi ausgebreitet über Himmel und Erde. In den Wipfeln haufen die heiligen Engel, Weisheit und Liebe

⁴² Kol. 1, 24.

pflückernd im Genuß der ewigen Gottheit. Die Sonnenglut der göttlichen Liebe brennt so heiß und hell auf diese himmlischen Zitaden, daß sie hoch auffauchzen im süßesten Lied und von einem Aste zum andern flattern, durch alle Werke der Menschheit Christi hinein in dessen Herz und von da gerade empor zum Schoß des ewigen Vaters, aus dem sie wieder auftauchen, flammend von glühender Liebe. Unter den Engeln schweben auf den höchsten Zweigen die beschaulichen Seelen, vertieft in die Betrachtung ihres Erlösers und zärtlich von ihm angeblickt, bis sie sich, dem Zug ihres Herzens folgend, auf den Flügeln der Liebe zum Ruß an seinen honigträufelnden Mund heften. Auf den mittleren Zweigen ruhen tiefsinnend die Lehrer wie auf den Schultern ihres Heilandes, getragen von seiner himmlischen Weisheit, die Glaubenslehre mit Christi Kraft verkündigend, verständlich jedem Herzen. Ihnen zunächst bergen sich die Jungfrauen in geschützten Höhlen des Baumes, angeschmiegt an das Mark des Lebensbaumes, in tiefer Stille dessen reine Säfte in sich saugend, genährt von der lieblichen Kost seiner zärtlichen Liebe. Die Blutzegen sitzen allüberall zerstreut auf den Enden der Zweige, oben, unten, rechts und links, im Rosenschmuck ihres Blutes leuchtend aus den grünen Blättern, wie die Wundmale des Herrn gleich Diamantsternen und Rubinen durch alle Himmel glänzen. Tiefer endlich senken sich die schwerbeladenen Zweige der Bekenner, aus deren Blättern die Völker heilsame Arznei, aus deren Früchten sie kostbare Nahrung ziehen. Und unten am Fuß des heiligen Stammes lagern die Büßer, gerötet vom Blute des Erlösers, das in heißen Heilquellen aus den Wurzeltrieben hervorprudelt⁴³.

⁴³ Beda Weber, Johanna Maria vom Kreuze² 265.

9. Aus dieser Auffassung von der Menschwerdung des Herrn und seiner Wirksamkeit, der einzigen, welche der Wahrheit entspricht, fließt die katholische Lehre vom Gnadenſchatz oder vom Verdienste Christi und seiner Heiligen.

Daß die Verdienste des Erlösers alle Wertschätzung unermeslich übersteigen, kann keinem zweifelhaft sein, der an ihn als den eingebornen Sohn Gottes glaubt⁴⁴.

Aber wie sollte der Herr diesen unermeslichen Schatz für sich verwenden, er, der für seine Person so voll der Gnade ist, daß keine Mehrung gedacht werden kann, er, der Herr und Geber aller Gnaden selber?

Indes nicht für sich, sondern für uns hat er dieses unergründliche Meer von Gnaden verdient⁴⁵. Er ist ja nicht ein vereinzelter Mensch, sondern das Haupt des Leibes, das Haupt der erlösten Menschheit. Alle Kraft des Hauptes aber ist die Kraft des Leibes; was es nicht für sich braucht, das kommt dem Ganzen zugute. Je mehr also seine verdienstlichen Werke, je größer der Schatz, den er für uns angelegt hat.

Darum er Durst und Hunger litt
 Und tat der Arbeit sauern Schritt,
 Die Sonne macht' ihm oftmalß heiß,
 Gar oft begoß ihn reichlich Schweiß,
 Das kalte Wetter tat ihm weh,
 Den Regen, Wind, den Reif, den Schnee,
 Das alles litt er mit Bedacht⁴⁶.

Der Bedacht aber, der ihn dabei leitete, war, reich zu werden an Gnaden jeder Art für uns.

⁴⁴ Thomas 3, q. 19, a. 3.

⁴⁵ Ebd. a. 4.

⁴⁶ Br. Philipps des Kartäufers Marienleben 3958 ff.

In diesem Sinne sagt ein kräftiges Gebet aus der Zeit des seligen Nikolaus von der Flüe: „Unser Herr Jesus Christus ist ein lebendiger Brunnen und ist ein Ursprung alles Guten und ist eine untrügliche Wahrheit und ist ein unauslöschliches Licht und ist ein solches Gut, daß wer ihn braucht, dem wächst er, und wer ihn spart, dem schwindet er. Und er hat das an sich von göttlicher Art und von angeborener Liebe, daß er sich niemand versagen kann, wer seiner von Herzen begehrt. Denn also spricht der Herr: Mensch, wärest du gern ein guter Mensch, so tu dazu Herz, Sinn und Mut und gedenke: Was du dann nicht bist, das bin aber ich; was du dann nicht tust, das tue aber ich; was du dann nicht vermagst, das vermag aber ich in meiner Allmächtigkeit.“⁴⁷

Was kann nun eine edle Seele, die für Großmut und Hochherzigkeit Sinn hat, gegenüber einer solchen Freigebigkeit anderes tun, als von den dargebotenen Pfunden nehmen, soviel ihr zugemessen ist, und damit *wuchern*, um die unverdiente Freigebigkeit mit verdienter Treue zu erwidern?

Solch edler Seelen aber hat, dank der Gnade Gottes, die Geschichte der Christenheit zu allen Zeiten in Fülle gehabt, und noch heute sind sie nicht ausgestorben, so schwach auch die Liebe in den Herzen fortglimmt.

Wenn aber ein lebendiges Glied am Leibe Jesu Christi mit der vom Haupt ausfließenden Kraft etwas Gutes und Verdienstliches tut, so ist es ein *Werk des Hauptes*, das durch das Glied tätig ist, und hat darum den Wert und das Verdienst der eigenen Taten des Hauptes selbst.

So fließt jedes gute Werk und jedes Opfer, das ein Diener Jesu Christi im Namen seines Herrn vollbringt, als Werk des Erlösers selber in den Schatz der Verdienste,

⁴⁷ Sigrift, Rath. Gebetbuch aus den Gebeten der Vorzeit 373 f.

die er durch sein heiliges Leben und Leiden für uns erworben hat.

Sowenig die Wirkungen der Menschwerdung mit dem Leben Christi auf Erden abgeschlossen sind, so wenig ist die Schatzkammer seiner Verdienste schon gefüllt mit dem, was er im Fleisch vollbracht hat.

Noch immer leidet er auf Erden in den Seinigen⁴⁸, noch immer mehrt er in seinen Gliedern die Schätze seiner Verdienste.

Das Haupt hat das Seinige vollbracht, die Glieder jedoch müssen das Ihrige noch nachholen⁴⁹.

Christus ist es zwar, der alles tut, aber nicht alles tut er in seiner Person. Das eine hat er einst selber getan, das andere tut er jetzt durch seine Glieder auf Erden.

Für ihn ist das kein Unterschied, so eng hat ihn die Liebe mit seinem Leibe verbunden. Was die Seinigen tun, das legt er gemäß seiner Liebe in die Schatzkammer der Verdienste zu seinen eigenen, gerade als wären sie eines und dasselbe⁵⁰.

Da liegen die Rubine seines Blutes neben denen der Märtyrer, die Perlen seines Schweißes bei denen der apostolischen Männer, die Amethyste seiner Tränen vereint mit denen der Büsser, ein Schatz von unermesslichem Wert, und doch täglich wachsend bis zum Ende der Zeiten.

Er wächst aber gerade dadurch, daß er ausgegeben, nutzbar gemacht und mit den Zinsen heimgezahlt wird. Der Herr dieses himmlischen Schatzes betrachtet es als Unrecht und als Schimpf, wenn einer von seinen

⁴⁸ Aug., In Psalm. 100, 3; 122, 1; Sermo 261, 14.

⁴⁹ Kol. 1, 24. Aug., In Psalm. 86, 5.

⁵⁰ Ebb. 61, 4.

Reichtümern keinen Gebrauch machen will. Er sucht seine Ehre nicht darin, daß seine Kleinode in heimlichen Verliesen begraben liegen, sondern darin, daß sie die Seinigen reich und geehrt machen.

Der ehrwürdigen Marina von Escobar zeigte er das unter dem Bild einer Burg von feinstem Golde. Darin lagen unnennbare Schätze von Edelsteinen jeder Art. Deren Wert kann keine Zunge beschreiben. Sie bedeuten die Verdienste und das Blut Jesu Christi. Der Herr aber sprach zu ihr, da sie ganz verwirrt vor diesem Reichtum stand: Seele, hast du die unendlichen Schätze dieses Schlosses gesehen? Nun aber nimm, nimm für dich, soviel du willst und brauchst, und nimm für andere, was du ihnen nur immer mitzuteilen wünschest⁵¹.

So ist allen Heiligen und allen Dienern Gottes gesagt.

Und sie nehmen mit vollen Händen und wuchern mit ganzer Kraft und bereichern sich und die ganze Welt⁵² und bringen mehr zurück in die Schatzkammer Gottes, als sie daraus empfangen haben.

10. Hier ist es an der Zeit, daß die ewigen Klagen über die Schwäche des Menschen ein Ende nehmen.

Ja, der Mensch ist schwach und klein, wenn er für sich allein bleibt. Aber er könnte auch stärker und größer sein, unermesslich größer und stärker. Möge man ihn nur die rechte Stütze, die wahre Quelle seiner Kraft kennen lehren, und er kann so groß werden, daß die Erde für ihn zu enge ist.

So klein der Mensch ist, so groß kann der Christ sein, wenn er sich als Glied lebendig mit Christus, seinem Haupt, eins fühlt. Dann ist er nicht mehr ein vereinzelter, losgerissener und bald verdorrrender Ast, sondern ein grü-

⁵¹ Lud. de Ponte, Vita Marinae de Escobar 4, 33, 1.

⁵² 2 Kor. 6, 10.

nender Zweig des großen Lebensbaumes, der seine Wurzeln in der Erde hat, der aber seine Wipfel und Triebe bis hinauf zum Throne Gottes und hinaus bis zu den Enden des Weltalls treibt, dann ist er ein ebenbürtiges Mitglied in jener erhabenen Gesellschaft aller Edlen, Reinen und Starken, die zum Haupt den Eingebornen Gottes selber, zu Angehörigen alle wahrhaft großen und vollendeten Zierden der Menschheit hat.

Wie ganz anders würden die Menschen ihr Leben auffassen, wie treu ihre Pflichten erfüllen, mit welcher größerer Begeisterung das Höchste wagen, würden sie sich mit diesen Anschauungen so befreunden, wie es die Heiligen verstanden!

So erblickte die hl. Franziska von Rom in einem Gesichte die heilige Menschheit Jesu Christi in der Mitte des Himmels, umstrahlt von einem Glanze, der ihr Auge blendete. Vor dem Herrn standen seine heilige Mutter, die Apostel, die Scharen der Heiligen, alle glänzend von seinem Lichte. Denn keiner war in der Nähe des Sohnes Gottes und der Jungfrau, auf den nicht seine Gnade in Gestalt von Lichtflammen ausstrahlte. Da traten alle die Tugenden hervor, die wahren Heldentaten der Menschheit, in denen die Verklärten ihr Geschlecht so hoch geehrt und geadelt hatten: Erbarmung, Milde, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, und als letzte die Liebe. Sie brachten, eine nach der andern, Lob dem barmherzigen Gott, daß er sie durch die Menschwerdung Christi auf der Erde, von der sie verbannt gewesen, wieder gepflanzt habe. Seitdem seien sie nicht mehr in Vereinsamung gewesen, sondern sie hätten das Glück genossen, unter Menschen wohnen zu dürfen und in ihnen solche Großtaten zu vollbringen, daß die leeren Throne im Himmel wieder gefüllt wurden. Und dann erhoben sich alle Heiligen und sagten dem Herrn frohlockend Dank dafür, daß sie von ihm die Kraft und die Tugenden empfangen hatten

und Dinge verwirklichen durften, die sie den reinen Geistern des Himmels selber ähnlich machten. Die Königin des Himmels aber, die größte unter allen, wandte sich zur Heiligen und sagte: Siehe da, von diesen Tugenden kann jede Seele ihren Anteil haben. Es braucht nichts, als daß sie sich dem Sohn Gottes mit ganzem Herzen in reiner Liebe einigt. So viel sie sich an ihn gebunden hat und ihm in Liebe treu bleibt, so viel erhält sie Gnade von ihm, so viel vollbringt sie Taten von ewig dauerndem Verdienst⁵³.

Franziska hat begriffen, worin die Quelle der Größe und die Kraft des Christen liegt. Sie hat es behalten, sie hat danach getan und ist heilig geworden.

Tausend andere haben es ebenso begriffen und sind zur gleichen Heiligkeit gelangt. Und jeder, der es begreift, wird ebenfalls heilig werden, jeder nach seinen Gaben. Es kann sich jeder vollenden trotz seiner Schwäche, und Großes im Kleinen leisten, wenn er seine einzige Kraft dort sucht, wo sie allein zu finden ist, in jenem, von dem es heißt:

O Christus, Herr und Wart der Welten und der Zeiten!
 Wohl werfen wahnberückt beim Werke dich beiseiten,
 Die Stolzes voll den Bau sich selber zugetraut;
 Doch keine Halle hält, so hehr und hoch gebaut,
 Da du nicht, Herr, als Haupt die Hämmerer geleitet
 Und zum Gefüge selbst den festen Fels bereitet.
 Nur wo du, ewiges Wort, den Werkstein eingeweihet,
 Da wird's ein Wunderwerk und währt für Ewigkeit.
 O Herr, wie lange harret das Werk noch deiner Hände?
 Soviel auch wird gebaut, es wanken Wall und Wände.
 Drum komm, o Künstler, komm, tritt auf in eigener Kraft,
 Daß alle Welt gewahr', wer wahrhaft Wunder schafft⁵⁴.

⁵³ Mattiotti, Vita S. Franciscæ Rom. 2, 23, 60 ff.

⁵⁴ Cynwulf, Christ 1, 1 ff.

Anhang.

Die Kleinste im Himmelreich.

1. Nachdem Xerxes den Thron des persischen Weltreiches bestiegen und sich darauf befestigt hatte, wollte er seinen Untertanen einen Begriff von seiner Macht und seinem Glücke geben und zugleich Anteil an dem Genuß davon verschaffen.

Zu dem Zwecke gab er im dritten Jahre seiner Regierung ein großes Fest in Susa, der Hauptstadt seiner Länder, die sich von Aethiopien und vom Mittelmeer bis Indien erstreckten und hundertsiebenundzwanzig Landschaften umfaßten. Ein volles Halbjahr dauerten die Festlichkeiten. Zuerst waren nur die Statthalter, die Heerführer und die Fürsten nebst dem Adel des ungeheuern Reiches geladen. Die letzte Woche aber durfte das ganze Volk, das sich in der Hauptstadt einfand, an dem Feste teilnehmen. Und nun wurde aber auch alles aufgeboten, was der unermessliche Reichtum des Großkönigs an Schätzen barg, um die Freigebigkeit des erhabenen Festgebers zu zeigen und das Staunen und die Freude des Volkes zu erhöhen.

Endlich am letzten Tage wollte der königliche Herr seiner Huld und dem Jubel des Volkes die Krone aufsetzen. Deshalb schickte er zur Königin und hieß sie im königlichen Schmuck, das Diadem auf dem Haupte, erscheinen, um

ihre Schönheit allen Fürsten und Völkern zu zeigen, denn sie war sehr schön.

Dieser Zug ist echt natürlich und entspricht den Überzeugungen, ja den Bedürfnissen des menschlichen Herzens.

Überall in alten Zeiten, wo sich die Völker als eine Familie fühlten, in allen mittelalterlichen Heldengedichten und Chroniken finden wir, daß die Freude eines Volksfestes oder einer Siegesfeier nicht vollkommen gewesen wäre, wenn nicht die Fürstin daran teilgenommen hätte. Ihr Erscheinen war immer der Gipfel des Jubels, der Glanzpunkt des Ganzen. Ihre bloße Anwesenheit genügte, um alle Ausschweifung und Roheit zu zügeln und die gehobenen Herzen in eine reinere und feierliche Stimmung zu versetzen.

Seitdem die Welt nur noch den Staat kennt, hat sie dafür wenig Sinn mehr. Wäre nicht der sinnliche Einfluß der Frauenschönheit, sie könnte sich diese Eigentümlichkeit der alten Zeit kaum noch erklären. So legt sie das wenigstens als Huldigung vor der Schönheit des Weibes aus.

Allein in Wahrheit war es etwas unvergleichlich Edelers. Es war der Ausdruck des inneren Bandes, das damals die Mitglieder eines Volkes umschlang. Heute, da der Staatsgedanke nur besagt, daß ein eiserner Ring eine Anzahl von Menschen zusammenpreßt, die sich bewußt sind, daß sie von ihren Nachbarn im selben Augenblick verschlungen werden, wo dieser Stachelgürtel zerspringt, was soll da eine Königin? Aber ehemals, da man jedes große Gemeinwesen als Volk oder vielmehr als Familie dachte, war die Gegenwart der Fürstin unentbehrlich. Damals war der Name *L a n d e s m u t t e r* der beste Ausdruck für die Sachlage. Ein Reich, ein Land, ein Volk — denn Staat kann man für jene Zeiten nicht sagen — war das Ergebnis innerer Entwicklung und hing durch lebendige

Bande innig zusammen, man möchte beinahe sagen, durch die Bande des Blutes wie der Familie.

Daher jene uns heute so romantisch anmutende, ja ganz unverständlich gewordene Liebe zur Fürstin, welche scheinbar die Anhänglichkeit an den Fürsten oft weit übertraf. Aber wie sich die Familie verwaist fühlt, wenn die Mutter gestorben ist, und wie sie damit das Band zerrissen weiß, das selbst die feindlichen Brüder zusammenhielt und alle Mißhelligkeiten unter ihnen wieder ausglich, so hätten sich die Völker ehemals nicht als ein Ganzes gefühlt, wenn sie nicht ihre Königin beständig unter sich gewußt hätten. Und wie die Freude eines Familienfestes getrübt ist, wenn die Mutter fehlt, so konnten sie sich eine Jubelfeier nicht denken ohne die Gegenwart der Landesmutter.

2. Die Kirche ist nun aber kein Staat, kein Parlament, keine freie oder zufällige Vereinigung, sondern eine Familie, die vollkommenste, das Urbild aller Familien.

Das Haupt dieser Familie ist der Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem alle Vaterschaft ausgeht im Himmel und auf Erden¹, zugleich auch unser Vater, zu dem uns der Wiederhersteller unserer Familie, unser Bruder, der Erstgeborene aus einer so großen Anzahl von Geschwistern², beten gelehrt hat: Vater unser, der du bist in dem Himmel.

Aber Vater, Bruder, Kinder sind noch nicht die Familie. Wo keine Mutter, da keine Familie. Wir müssen eine Mutter haben, sonst haben wir keinen Bruder und keinen Vater.

Wer aber diese ist, darüber können wir nicht im Zweifel sein, wenn uns das Wort unseres Bruders heilig gilt.

Dieser hat in seinem feierlichen letzten Willen öffentlich und vor Tausenden von Zeugen dem einzigen aus seinen

¹ Eph. 3, 14 15.

² Röm. 8, 29.

Brüdern, der ihm in seinem qualvollen Tode zur Seite stand, die eigene Mutter auch als die seinige empfohlen.

Wer also das Testament seines Bruders umstößt und die Mutter seines Bruders nicht als seine eigene Mutter anerkennt, der hat auf die Erbschaft seines Bruders verzichtet, die Zusammengehörigkeit mit ihm abgeleugnet, und ist aus seiner Familie ausgeschieden. Wer die Mutter Jesu nicht als Mutter der Kirche betrachtet, der leugnet die Kirche Jesu.

Ohne Mutter keine Familie, ohne Maria keine Kirche.

Nur in der wahren Kirche der wahre Glaube an Maria.

Es war nicht Willkür, sondern unvermeidliche Nothwendigkeit, daß die Reformation, welche aus der Kirche im günstigsten Fall einen leeren Namen oder ein bloßes Gedankending machte, die Mutter Gottes vom Throne reißen, die eigene Mutter verleugnen mußte.

Ist die Kirche kein Familienverhältnis zwischen Gott und den Menschen, so hat Maria nichts mit den Menschen und haben die Menschen nichts mit Maria zu schaffen.

Ist aber Maria nicht die Mutter aller Erlösten*, dann kann die Kirche alles sein, eine Polizeianstalt wie bei Calvin, ein reiches Pfründner- und Versorgungshaus wie im Anglikanismus, eine philosophische Sekte wie im Rationalismus, eine unsichtbare mystische Abstraktion wie im Protestantismus, nur nicht eine lebendige Gemeinschaft der Erlösung.

Wo die Verehrung Mariens als der Mutter fehlt, da fehlt auch die Zusammengehörigkeit der Gläubigen untereinander, denn es mangelt der Familiensinn. Da denkt und handelt jeder für sich, da zerfällt sich alles, gerade wie die Familie auseinanderfällt, wenn die ungeratenen Kin-

* Albert. Mag., Super: Missus est q. 145.

der die Mutter aus dem Hause getrieben haben. Eine Sekte bildet sich nach der andern, jeder Tag sieht eine neue Irrlehre, nichts hält die allgemeine Auflösung im Glauben und im Leben auf.

Maria dagegen überwindet alle Irrtümer und alle Spaltungen in der christlichen Welt, denn immer ist es die Mutter, die mit ihrem Einfluß die Verschiedenheiten ausgleicht und alle Glieder der Familie zur Einheit in den Anschauungen wie im äußerlichen Verhalten bewegt.

Was aus der Christenheit werden müßte, wenn es gelänge, die Mutter aus dem Herzen der Kinder zu reißen, das brauchen wir nicht zu beschreiben. Man sieht es genugsam an zahllosen Beispielen der traurigsten Art. Alles ist kalt, kahl und öde geworden, wo Maria nicht mehr als Mutter gilt. Das hohle, steife Wesen, das sie dort in Erinnerung an alte bessere Tage noch immer kirchliches Leben nennen, verschönert nicht mehr das Leben; man wüßte nicht, wie es anstellen, um Freudenfeste hervorzurufen. Der Trost der Heimatlichkeit, das Glück des gemeinsamen kirchlichen Familienlebens ist dahin. Kaum daß man sich an Sonntagen einen Augenblick zusammenfindet. Bald wird jeder des ungastlichen Hauses satt und sucht das Weite, gehe es ihm dann, wie es gehen mag.

Wer aber durch den Heiligen Geist den Sinn Jesu Christi empfangen⁴, wer das Gefühl der Bruderschaft mit ihm bewahrt hat, der läßt sich eher die Seele aus dem Leib, als die Liebe zur Mutter des Herrn aus der Seele reißen.

Ohne Maria wäre der Christ wie im Elend. Der bloße Gedanke an Maria gibt ihm das Bewußtsein der Heimat, der Zugehörigkeit zur Familie Gottes, und damit Zuversicht und Mut, Freudigkeit und Begeisterung.

⁴ 1 Kor. 2, 16.

3. Daraus erklärt sich, daß es für eine Darstellung der christlichen Vollkommenheit unerläßlich notwendig ist, von Maria zu sprechen. Sie übergehen wäre nahezu dasselbe, als wenn man christliche Tugend einschärfen und von Christus schweigen wollte.

Niemand nehme dieses Wort so auf, als sei es ein rednerischer starker Ausdruck. Nein, es ist so ernst zu nehmen, daß wir nur bedauern können, keine Redewendung zu finden, die das noch kräftiger und eindringlicher sagte.

Das wäre viel zu wenig, wenn es jemand lediglich in dem Sinn verstehen wollte, Maria sei durch ihre persönlichen Tugenden nach Christus das höchste Vorbild aller erreichbaren **V o l l k o m m e n h e i t** geworden.

Keinem Christen fällt es ein, dies in Abrede zu stellen. Sie ist unter allen Geschöpfen der denkbar vollendetste Inbegriff aller menschlichen, natürlichen wie übernatürlichen Heiligkeit.

Sie ist aber weit mehr als das, ähnlich wie Christus.

Christum den Lehrer und das höchste Ideal aller Tugend nennen, will nicht viel heißen. Als Ideal, als Weg, hat ihn sogar der Rationalismus anerkannt. Und als Lehrer der Tugend, als Wahrheit verehrt ihn auch der Protestantismus, freilich mit dem Vorbehalt, sein Wort nach den Anschauungen der Zeit auslegen zu dürfen.

Damit ist also offenbar nicht alles gesagt, sondern erst damit, daß wir ohne alle Zweideutigkeit Christum als die Quelle alles Guten, d. h. als die Kraft Gottes zur Vollbringung des Guten, als Urheber und Vollender der Heiligkeit, kurz, als das Leben anbeten und uns eigen machen.

Und so ist Maria ebenfalls etwas viel Höheres für uns denn ein bloßes Tugendbeispiel.

Als Mutter der Quelle aller Gnade ist sie, wie die Vitanei der Kirche sie nennt, wahrhaftig die Mutter der

göttlichen G n a d e. Wie wir den Herrn der Gnade nicht haben außer durch sie, so haben wir auch keine Gnade außer durch sie.

Wir sagen absichtlich nicht ohne sie, sondern durch sie. Denn nicht allein ihre Fürbitte verschafft uns Gnade, sondern ihre P e r s o n ist es, wodurch wir in Wirklichkeit alle Gnade empfangen, die der Erlöser uns erworben hat.

Wie Maria der K a n a l war, durch den Christus in Menschengestalt zu uns kam, um das Werk der Erlösung zu vollbringen, so ist sie auch der Kanal, durch den uns die Frucht dieses seines Werkes zukommt⁵.

Was der Familie gehört, davon ist die Mutter Beschließerin und Verteilerin. Sie hat die Schlüssel zu allen Schätzen und Lebensmitteln des Hauses. Ist Maria die Mutter und Frau im Reiche Gottes, so ist sie auch die Schatzmeisterin, ja die Schatzkammer Gottes selbst⁶. Die Schätze Gottes aber sind die Gnaden. Nicht um ihretwillen allein hat sie dieses Meer, das der Sohn Gottes durch sein Blut gefüllt hat, das der Heilige Geist in seiner Liebe verwaltet, anvertraut erhalten. Ist sie voll der Gnade, so ist sie es auch für uns⁷.

Wie der Bräutigam seine Freude daran findet, die Braut zu ehren, indem er die Wohlthaten, die er spendet, durch ihre Hände gehen läßt, und wie er darum alle, die sich an ihn wenden, an sie weist, so der Heilige Geist, der Spender der Gnaden, gegenüber Maria, seiner unbefleckten Braut.

⁵ Albert. Mag., De laudibus B. Mar. 9, 15. Bernard., Nativ. Mar. n. 4. Petrus Cellens., De panibus c. 12.

⁶ Bernard., Annuntiat. 3, 7. Albert. Mag. a. a. D. 10, 17.

⁷ Antonin. IV, t. 15, c. 16. Bernard., Nativ. Mar. n. 4.

Christus ist die Quelle der Gnaden, Maria das Sammelbeden, in das der Heilige Geist die Ströme leitet, die aus Christi Wunden fließen, damit alle daraus schöpfen⁸.

An Maria hat sich darum zu wenden, wer Gnade von Gott begehrt. Und was wir an Gnade und an Gutem von Gott empfangen, das erhalten wir durch sie⁹.

Die Kirche sagt das selber, indem sie Dinge von ihr erbittet, die Gott allein geben kann:

Löf das Band der Sünden,
Spende Licht den Blinden,
Unser Elend wende,
Alles Gute sende.

Es ist darum gar nicht zu stark ausgedrückt, wenn man ihr eine Mitwirkung am Erlösungswerk¹⁰ und eine höchst wirksame Mittlerschaft beim Mittler¹¹ selbst zuschreibt, oder wenn der fromme Bruder Eberhard von Sax singt:

Du bist's, der das Heil wohnt inne¹².

Somit hatten wir recht, als wir sagten, daß von der Vollkommenheit ohne Maria handeln fast auf dasselbe hinauszulaufen scheine, als wenn man von der Heiligkeit ohne Christus reden wollte. Denn zur Tugend anleiten und nicht auf die Notwendigkeit der Gnade hinweisen

⁸ Maria da Agreda, *Myst. Civitas* I, n. 600 603.

⁹ Bernard., *Nativ. Mar.* n. 7 8.

¹⁰ Balduin., *Salut. Angel.* (Migne, P. lat. CCIV 473 a b). Sylveira, *In Apocal.* c. 4, q. 11, n. 84 ff. Poiré, *La triple couronne* tr. 2, c. 6, c. 11 (Paris 1633, II 75 ff. 213 ff.). Maracci, *Polyanthea Mariana*, Colon 1710, 133 411 ff. 573 f. 575 f. 593 f. 595 ff. Scheeben, *Dogmatik* III 592 ff.

¹¹ Bernard., *Domin. infra octav. Assumpt.* n. 2. Albert. Mag., *De laudibus B. Mar.* 2, 1, 21. Scheeben a. a. O. III, 594 f.

¹² Schloffer, *Die Kirche in ihren Liedern* II² 131.

ist eine Unverträglichkeit. Gnade aber ohne Maria suchen ist Torheit und Vermessenheit, wie Dante so schön sagt:

Im Himmel du der Gnade Mittagshelle,
 Bist du den Wandrern unten auf der Welt
 Der Hoffnung einzige lebensvolle Quelle,
 So groß, so gnadenvoll, so auserwählt,
 Daß, wer da Gnade sucht, nur nicht durch dich,
 Zu fliegen ohne Flügel sucht und fällt¹³.

Man hüte sich also, immer gleich an Übertreibungen zu denken, wenn die Würde und die Macht der Mutter Gottes mit lebhaften Ausdrücken gefeiert wird. Es gibt auch da manchmal Übertreibungen, wir leugnen es nicht. Aber wenn man bedenkt, daß es drei Dinge gibt, welche selbst die Allmacht Gottes nicht vollkommener machen konnte, die Menschheit Christi, das Glück der ewigen Seligkeit und die Würde der Mutterschaft Mariä¹⁴, so begreift man, daß die Gefahr viel näher liegt, von Maria zu wenig als zu viel auszusagen.

Das Unwesen der flachen Aufklärung, das noch immer nicht ganz aus den Geistern geschwunden ist, fürchtet leider jeden kräftigen Ausdruck der vollen übernatürlichen Wahrheit. Aber der Königin über Himmel und Erde die schönsten Steine aus der Krone zu brechen, das macht ihm wenig Sorge. Wenn die Kirche im Salve Regina betet: Unser Leben, unsere Süßigkeit, unsere Hoffnung, sei gegrüßt! so erschrickt es schon und glaubt vorsichtiger und gemäßiger sein zu müssen. Deshalb ändert es diese schönen Worte ab und getraut sich bloß zu sagen: des Lebens Süßigkeit. Ja, in der Heimat des Josephinismus betete man ein Jahrhundert lang in den Kirchen: Trost in unserem Leben, sei gegrüßt.

¹³ Dante, *Parad.* 33, 10—15.

¹⁴ Thomas 1, q. 25, a. 6 ad 4.

Welch ein Jammer! Trost in diesem Leben kann sich jeder selber täglich duzendmal verschaffen. Aber Leben haben wir nur eines, Jesum Christum, unsern Herrn, und diesen haben wir nur durch Maria. Darum nennen wir sie so gut unser Leben wie ihren göttlichen Sohn und singen ohne Besorgnis mit der Kirche:

Du Himmelsvorhof, hohes Thor
Und lichter Weg zu Gott empor:
Durch dich wird Leben uns zuteil,
Dir dankt die Christenheit ihr Heil.

4. Mit dem Gesagten soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß die seligste Jungfrau auch durch persönliche Heiligkeit alle übrigen Menschen übertroffen hat.

Gerade das bildet einen Grund, warum sich die Christen mit so gerechtem Stolz ihrer Mutter rühmen, weil sie sagen können, sie habe ihre unaussprechliche Hoheit nicht bloß von Gott zum Geschenk erhalten, sondern sich auch im vollsten Sinn des Wortes selber verdient und angeeignet.

Wieder ist es Dante, der das in die herrlichen Worte kleidet:

O Jungfrau, Mutter, Tochter deines Sohnes,
So groß, so klein wie kein Geschöpf auf Erden,
Längst vorbestimmt im Rat des ewigen Thrones,
Solch Adel zeigt' der Mensch, solch unversehrten,
In dir, daß selbst der Schöpfer Lust empfand,
Aus dir der eignen Hände Werk zu werden¹⁵.

Gottes Gerechtigkeit ist nie von seiner Liebe zu trennen.

Die unermessliche Fülle der Gnaden, welche Maria empfangen hat, konnte sie so wenig verdienen wie ein anderes Geschöpf sein geringeres Maß. Diese stammen einzig aus der zuborkommenden Liebe Gottes.

¹⁵ Dante, Parad. 33, 1—6.

Allein obwohl die Mutterschaft Maria einer unaussprechlichen Verherrlichung würdig machte, so ist doch die Gerechtigkeit Gottes so groß und unbestechlich, daß sie ihr bloß um ihrer Stellung willen nicht den höchsten Rang über allen Geschöpfen eingeräumt hätte, wäre ein anderes dessen durch höhere Tugenden würdiger gewesen. Nur weil sie zugleich alle Engel und Menschen durch ihre eigene Heiligkeit übertraf¹⁶, ist sie auch über alle in der Herrlichkeit erhöht worden. Daß sie die erste am Throne der Gottheit ist, verdankt sie also nicht bloß der Gnade Gottes, sondern auch ihrer eigenen Mitwirkung.

Man muß nämlich in Maria ein **Dreifaches** unterscheiden.

Das Erste ist ihre unermessliche Würde als Mutter Gottes.

Das Zweite ist ihre Mitwirkung bei der Erlösung. Einerseits trug sie nämlich alle Leiden und Opfer ihres göttlichen Sohnes für uns mit, andererseits nahm sie das ganze Menschengeschlecht mit der Last seiner Sünden und Möt an Kindes Statt an und übernahm es, als Mutter bei Gott dessen Anliegen zu vertreten und an ihm selbst die Gnadenabsichten Gottes zum ewigen Heil zu verwirklichen.

Das Dritte endlich ist ihre persönliche Heiligkeit.

Um jedes von diesen drei Gründen willen verdiente Maria eine außerordentliche Erhöhung im Reiche Gottes.

Nun stimmen aber bei ihr alle drei so vollkommen zusammen, daß niemand sagen kann, es halte nicht jeder dem andern das Gleichgewicht.

Bei den Heiligen stand der Gebrauch ihrer Freiheit durchaus im Einklang mit der Größe ihrer Gnadengaben. Darum ist der Lohn aller Heiligen nicht bloß eine Ver-

¹⁶ Sylveira, In Apocal. c. 1, q. 62, n. 536 537.

herrlichung der Liebe, sondern auch eine Rechtfertigung für die Gerechtigkeit Gottes.

Noch mehr wird die göttliche Vorsehung und Gnadenordnung am Tage der allgemeinen Aufklärung in Maria ihren größten Triumph feiern, da sie an ihr das schlagendste Beispiel dafür aufzeigen kann, daß die höchste Auszeichnung mit Gnaden keine partiische Bevorzugung ist, indem ihre unvergleichliche Herrlichkeit, das größte Wunderwerk der Gnade, sich zugleich auch als das größte Wunderwerk menschlicher Selbsttätigkeit erwiesen wird.

5. Aus diesem Grund ist nun aber auch das Leben Mariä für alle, welche nach Vollkommenheit streben, ein Vorbild, wie es außer der Heiligkeit ihres göttlichen Sohnes kein zweites gibt.

Eine merkwürdige Eigenschaft der Heiligkeit, daß sie um so leichter nachzuahmen ist und ein um so allgemeineres Ideal wird, je reiner und höher sie sich darstellt!

Von den Heiligen, deren Vollkommenheit so viele Abstufungen aufweist, kann man behaupten, daß sie nicht in allen Stücken Nachahmung verdienen noch auch möglich machen.

Am König der Heiligen dagegen haben wir ein faßliches, ein nachahmbares, ein vollgültiges Urbild für alle Menschen, für alle Zeiten, für alle Umstände.

Ebenso muß man mit dem hl. Ambrosius sagen: So war Maria, daß ihr Leben allein schon das Vorbild für alle ist¹⁷.

Dieser Satz ist von solcher Wichtigkeit, daß wir gerne — wir reden vor Gott — unser Leben darum gäben, könnten wir die Einsicht in seine Bedeutung und Tragweite den Herzen aller einschärfen.

Was wir bisher gesagt haben, dürfte alles in Rauch aufgehen und es wäre auch jedes Wort überflüssig, ge-

¹⁷ Ambros., De virginibus 1, 2, 15.

länge es, die Nachfolge Jesu und Mariä zur Grundlage für das ganze Leben der Christen zu machen.

Alles Reden, alles Tun, die höchste Anstrengung und Begeisterung ist vergeblich, wenn nicht der Herr und seine Mutter die Richtschnur und das Ziel dafür sind.

Die Kleinsten aber und die Schwächsten haben Aussicht, Heilige zu werden, und das mit leichter Mühe, wenn sie nur auf keinem andern Wege wandeln als auf dem, den uns unser göttlicher Bruder und unsere heilige Mutter durch ihr Beispiel gewiesen haben.

Unser Unglück ist, daß wir immer zu hoch fliegen und zu weit schweifen. So nähren wir selbst im Streben nach der Tugend unsern Stolz und unsere Zerknirschtheit und kommen nie zu etwas Ganzem und Gediegenem.

Das Heilmittel dagegen bietet uns das Leben Jesu und Mariä. Aber am unverkennbarsten ist die Wahrheit, auf die alles für uns ankommt, im Leben Mariä ausgeprägt.

Nichts will dem Menschen schwerer einleuchten, als daß es nicht große, auffällige und außerordentliche Dinge sind, von denen seine Größe abhängt, sondern die beharrliche Übung der kleinen, der soliden, der regelmäßigen Tugenden und Pflichten. Selbst der große Bobadilla, der Gefährte des hl. Ignatius, wollte sich das von seinem Meister lange nicht einreden lassen und meinte, es sei großer Geistes, die so ernste Dinge vor sich hätten, unwürdig, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, wenn sie nur im allgemeinen um so fester nach dem Höchsten strebten. Er mußte aber bald an seinen Untergebenen Erfahrungen machen, die ihm zeigten, daß es nicht Kleinlichkeit, sondern hohe menschliche Klugheit und heilige Weisheit war, wenn der Heilige gerade auf die Kleinigkeiten so großes Gewicht legte¹⁸.

¹⁸ Nieremberg, *Doctrina ascetica* 3, 47.

Nun haben wir aber im ganzen Himmel niemand, an dem die Wahrheit dieses Satzes deutlicher hervorträte, als die Königin der Heiligen, die Mutter Gottes.

Sie ist weit erhöht über alle Heiligen, weit über die Chöre der Engel. Sie steht zur Rechten des Sohnes Gottes als Königin im goldenen Gewande¹⁹. Mit Recht, denn ihre Heiligkeit nähert sich am meisten der Heiligkeit Gottes selber.

Aber womit hat sie diese errungen? Wo lesen wir von Wundern, die sie getan hätte? wo von haarsträubenden Bußwerken, von außerordentlichen Heldentaten? Wenn diese Dinge die Heiligkeit ausmachten, dann müßte sie Tausenden den Platz räumen, denn darin haben gar viele mehr geblüht.

Allein wenn wir alle Großen und wenn wir die Größten im Himmelreich zusammennehmen, so finden wir niemand, ihren göttlichen Sohn abgerechnet, der größer in dem Punkt ist, auf den es einzig ankommt.

Merkwürdiges Rätsel: In großen Dingen groß sein ist nicht die höchste Größe. Der Größte ist gerade, wer am grössten ist in den kleinsten Dingen. Und dieser Größten haben wir nur zwei, Jesus und Maria. Es sind viele Große im Himmel, keiner unter ihnen ist größer als Johannes der Täufer, und doch ist der Kleinste im Himmelreich größer als er²⁰.

Der Kleinste ist der, der sich vor Gott erniedrigt hat und gehorsam geworden ist bis zum Tod, zum Tod des Kreuzes²¹, der, der um unsretwillen zum Wurm und zum Lorn geworden ist, zum Spott und zur Verachtung des Volkes²².

¹⁹ Ps. 44, 10.

²⁰ Matth. 11, 11.

²¹ Phil. 2, 8.

²² Ps. 21, 7.

Und die Kleinste ist die, die sich im Augenblick, da sie zur Mutter Gottes und zur Königin des Himmels und der Erde erhoben wurde, die Magd des Herrn nannte, die, die nie zu sehen war, wo ihr Sohn Anerkennung fand, die aber treulich an seiner Seite stand, als alles über ihn lästerte, als selbst seine Jünger ihn verließen.

6. Was sollen wir von ihren natürlichen Tugenden sagen?

Davon ist schwer zu reden, wie überhaupt von allem, was Maria angeht²³. Mit falschen Lobsprüchen ist ihrer unvergleichlichen Erhabenheit keine Ehre erwiesen²⁴, und die Wahrheit über sie zu finden und zu sagen, ist unser Geist zu finster und unsere Zunge viel zu unrein.

Reden wir darum so einfach und so schlicht wie möglich, es entspricht das wenigstens schon einer Tugend, die sie im höchsten Grade hatte, der Einfachheit, der Natürlichkeit, der Geradheit und der Wahrheit.

Sie hätte aber diese nicht gehabt, hätte sie nicht alle Tugenden gehabt, und jede ganz und in der vollkommensten Weise.

Welchen Grad ihre Stärke hatte, das hat sie am Fuß des Kreuzes gezeigt. Es ist ein Wort von wahrhaft majestätischer Einfachheit, Würde und Hoheit, womit das Evangelium sie in diesem Augenblick schildert: Sie stand. Sie stand aber, das siebenfache Schwert im Herzen.

Von ihrer Selbstbeherrschung ist ihr stilles, armes, demütiges Leben ohne Anspruch und Bedürfnisse Zeuge, von ihrer Klugheit ihr Benehmen bei der Botschaft des Engels. Über ihre Gerechtigkeit zu sprechen, ist nicht nötig, da ihre Liebe unvergleichlich mehr tat, als alle Gerechtigkeitspflichten ihr jemals auferlegen konnten.

²³ Bernard., In Assumpt. B. Virg. 4, 1 5.

²⁴ Ders., Ep. 174, 2.

Es war kein Mensch, den sie beschwerte,
 Kein Mensch so klein, den sie nicht ehrte ²⁵.
 So oft sie irgend jemand sah,
 Der an dem Leibe Schmerzen litt,
 Dem Seelenleid das Herz durchschnitt,
 Dem half das Ungemach sie tragen
 Und wenigstens mit Treuen klagen ²⁶.
 Sie war so rein, sie war so gut,
 Mit ihrem Wort so auf der Hut,
 Daß nie aus ihrem süßen Mund
 Ein Mensch ein einzig Wort verstund,
 Wovon ein Lamm zu Schaden käme
 Und Argerniß ein Kindlein nähme ²⁷.
 Ihr Gehn war höflich wie ihr Stehn,
 Voll Wonne ihrer Augen Sehn;
 Die Sitten und ihr ganz Gebaren
 Voll Schönheit und voll Bächen waren ²⁸.

So war Maria. Innerlich wie äußerlich war alles an ihr gediegen, alles Ebenmaß und Einheit. Die wunderbare Ordnung ihres Wesens übertraf weit die Harmonie, mit der Adam und Eva im Stande der Unschuld das Paradies verklärten. Jeder ihrer Sinne folgte dem Willen, der Wille dem Verstande, der Verstand den Einsprechungen und dem Gesetze Gottes. Nur ein Wink des Gewissens, und Gottes leisester Wunsch war vollzogen, so vollkommen, daß sich auch nicht die Bewegung eines Fingers dem Gebote der Vollkommenheit entzog.

Welche Bescheidenheit und Eingezogenheit in ihrem Betragen! Augen, Mund, Gebärde, Gang, Ton der Stimme, alles predigte Milde, Ruhe, Sammlung, Liebe. Da war nichts gemacht, nichts berechnet, nichts verstellt. Ihre Hal-

²⁵ Br. Philipps des Kartäusers Marienleben 640 f.

²⁶ Ebb. 617 ff.

²⁷ Ebb. 656 ff.

²⁸ Ebb. 880 ff.

tung war edel, ernst, gerade und freundlich, zugleich Ehrfurcht und Bewunderung einflößend, liebenswürdig ohne zu reizen, erhaben ohne zurückzuschrecken, anziehend und doch Zurückhaltung gebietend.

Ihre Kleidung und was sie in Händen hatte war immer geordnet, reinlich, zierlich und doch die äußerste Einfachheit.

Was sie zu tun hatte, war immer zur rechten Zeit getan und nie mit Eilfertigkeit und Aufregung vollbracht. Was heute geschehen mußte, verschob sie nicht auf morgen; was morgen traf, tat sie heute nur, wenn es voraussichtlich morgen nicht möglich war. Was sie begann, dabei war sie ganz, und doch war sie dabei ganz in Gott. Was sie tat, das war getan; woran sie die Hand gelegt, daran brauchte keine mehr eine zu legen. Wer ihr einen Auftrag gab, der wußte, daß er besorgt, wer ihr ein Geheimnis anvertraute, der war beruhigt darüber, daß es gut aufgehoben sei. Übereilung, Übersehen, Zerstreutheit, Vergessen hat ihr nie jemand vorgeworfen. Sie brauchte keine Tat zu verbessern, kein Wort zurückzunehmen oder zu erläutern. Sie hat sich nie vergessen, nie versprochen.

Nichts war ihr zu klein, zu niedrig, zu schwer; nichts kam ihr unerwartet oder ungelegen.

Sie lebte in dem, der alles in Händen hält. Sie ließ keinen Gedanken in sich aufkommen als den der Gleichförmigkeit mit dem, der alle Pläne und alle Hindernisse kennt. Ihr Wille war nie ein anderer als der Wille dessen, der Herr über alles ist. Darum kreuzte nichts ihre Pläne, darum verlor sie nie Fassung und Ruhe, darum geschah auch im Widerwärtigsten ihr Wille.

Niemand sah sie ratlos, mutlos, hilflos. Nie hörten ihre Engel sie klagen. Nie war sie so müde, daß sie der Liebe und Pflicht eine neue Arbeit abgeschlagen, nie so arm, daß sie nicht immer wieder etwas zu geben gehabt hätte.

Kein Augenblick sah sie müßig, und doch hatte sie immer Zeit für jede Not und für jeden ernstesten Wunsch des Nächsten. Keinem hat sie wehe getan, keinem einen Wunsch abgeschlagen, der in Gott getan war. Einen vorwurfsvollen Blick, eine trübe Miene, eine trockene Antwort erfuhr niemand von ihr. Sie gehörte allen, denen Gott gehört, den Sündern, den Elenden, den Frommen.

Einen Wechsel beobachtete keiner an ihr, keinen Kleinmut, keine Unbeständigkeit, keine Erschöpfung, nicht einmal den seligen Wechsel zum Bessern. Die einzige Änderung, die man an ihr wahrnahm, war die stetig gleichmäßige Entfaltung ihrer entzückenden Tugendfülle.

O, sagt eine fromme Seele, wer die Schönheit, Reinheit und arglose Tiefe Mariä sehen könnte! Sie weiß alles, und doch ist sie sich dessen nicht bewußt, so kindlich ist sie. Sie schlägt die Augen nieder, aber wen sie ansieht, dem geht ihr Blick wie ein unbefleckter Lichtstrahl, wie die Wahrheit durch und durch. Das ist aber darum, weil sie so ganz unschuldig und Gottes voll und ohne alle Absicht auf sich selber ist. Niemand kann diesem Blick widerstehen²⁹.

7. Was ihre **ü b e r n a t ü r l i c h e n** Tugenden betrifft, so ist alles mit dem Worte gesagt: Nie hat Himmel und Erde sonst ein gleich vollendetes Abbild des Urbildes geschaut, niemand hat den Sohn so treu wiedergegeben wie die Mutter.

Daran arbeitete sie im treuesten Verein mit dem ewigen Vater, dem göttlichen Sohn und dem Heiligen Geiste, der sich ihre Seele zum vollkommensten Tempel und zum Tabernakel seiner höchsten Gaben ausersehen hatte.

Als Gott Maria schuf, sagt Maria von Agreda, da machte er es wie ein großer Künstler, der zwar schon viele

²⁹ Schmöger, Anna Katharina Emmerich II^o 187.

Kunstwerke geschaffen hat, aber nun eines herstellen will, das in Zukunft dem Meister selber als Richtschnur dienen soll.

Die Gnade und die Heiligkeit der übrigen Heiligen war freilich auch ein Werk Gottes. Aber zu der Größe Mariens verhielt sie sich wie der Wacholderstrauch zur Zeder. Ihr gegenüber haben alle Heiligen Schwächen, wie auch die Sonne ihre Flecken hat, sie allein hat keine.

Maria ist der Inbegriff und die Vollendung aller Vollkommenheit, die sich je in den Heiligen gefunden hat. Sie ist der höchste Grad, zu dem sich die Liebe Gottes in einem bloßen Geschöpf erheben kann. Die Verschiedenheiten der Heiligen in ihren endlos abgestuften Eigentümlichkeiten erheben schweigend den Künstler, der solche Reichhaltigkeit schuf, und die Kleinern vermehren den Eindruck, den der Schein der großen Sterne macht. Aber alle zusammen ehren die Kleinste, die Makellose, die mit ihrem Glanz alles verdunkelt, dafür aber auch alle durch die Entzückung über ihren Anblick glücklich macht und mit den Strahlen, die sie auf sie fallen läßt, verklärt. Denn durch ihr Beispiel und die ihr verliehene Kraft wendet sie allen Gnaden zu und wird so zum Werkzeuge Gottes für die Heiligung und die Verherrlichung der Seinigen⁸⁰.

Der Zweck all dieser Gnadenmitteilungen Gottes war aber derselbe, den Gott bei jeder Gnadenspendung an seine Auserwählten verfolgt.

Nur deshalb legt Gott in der Seele durch die Gnade den Grund zum übernatürlichen Leben, weil er sie vorherbestimmt hat, dem Bild seines Sohnes gleichförmig zu werden⁸¹.

⁸⁰ Maria da Agreda, *Myst. civitas* II, n. 776 777.

⁸¹ Röm. 8, 29.

Denselben Endzweck verfolgte er auch in Maria. In ihr wollte er das vollkommenste Abbild seines Eingebornen herstellen. In der Gleichförmigkeit mit dem Sohne Gottes besteht die Heiligkeit. Soviel Ähnlichkeit mit Jesus Christus, so viel Heiligkeit. Dem auserwähltesten aller bloßen Geschöpfe den größten Grad davon zu verleihen, das war von Ewigkeit her die Endabsicht aller Veranstaltungen Gottes, die sich auf Maria bezogen.

Zu dem gleichen Zweck nahm sie der Sohn Gottes selbst dreißig Jahre in seine Schule und war an ihr mit unverdrossener Künstlermühe tätig, um sein eigenes Bild in ihr bis zur höchsten Vollendung auszugestalten.

8. Aber auch sie selber arbeitete an sich mit einem Fleiß, mit einer Treue und Beharrlichkeit, die ihren Gaben entsprach, und zwar in der nämlichen Absicht: das Bild der Heiligkeit, das sie an ihrem Sohne vor sich sah, aufs gewissenhafteste in sich nachzubilden.

Dies war die einzige Absicht, die sie bei all ihren Taten, Leiden und Opfern hatte. Mit dieser durchschritt sie alle Wege, alle Stufen, alle Übungen der Vollkommenheit, soweit das einem Geschöpf mit Hilfe der Gnade möglich ist.

Den *R e i n i g u n g s w e g* selber konnte die nicht durchmachen, in welche nie etwas Unreines eingegangen, die ganz unbefleckt und rein war vom ersten Augenblick ihres Seins an.

Trotzdem unterwarf sie sich nicht bloß äußerlich dem Gesetz der Reinigung wie jedes Weib, sondern sie übte auch alle Tugenden und Werke, die den Reinigungsweg ausmachen, und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit, daß niemals einer, der ihrer benötigt war, sie darin erreichen konnte.

Wer hat mehr seine Sinne beherrscht, mehr die Augen niedergeschlagen, mehr die Zunge bezähmt? Wer vor-

sichtiger jede Gefahr gemieden, die Zurückgezogenheit geliebt, das Schweigen geübt? Wer ernstlicher über seine Neigungen gewacht, der Eigenliebe mißtraut, allen Regungen der Leidenschaften, die doch in ihr so vollkommen geregelt waren, vorzubeugen gesucht? In wem war die Abtötung beharrlicher, die Furcht Gottes reiner, die Selbstbeherrschung standhafter, die Losschälung von allem Geschöpflichen bewunderungswerter?

Ebenso standhaft ging sie den Weg der **E r l e u c h t u n g**.

Man möchte freilich meinen, eine Seele, welche so von dem Glanz der göttlichen Gnade durchleuchtet war wie die Mariens, eine Seele, welche die Sonne selber in ihrem Innersten barg, hätte nicht mehr zu größerem Lichte gelangen können.

Aber das Gesetz des Fortschrittes ist so allgemein, daß es selbst die Königin der Heiligen band, und niemand übte es auch vollkommener als sie.

Noch weit mehr als bei den Heiligen war ihr Leben ein fortdauernder Wettstreit der Hochherzigkeit mit der Gnade.

Nie fiel ein göttliches Samentorn in ihrer Seele auf harten, steinigen Boden, nie neben das Feld auf den Weg hinaus. Das kann man vielleicht von keinem der Heiligen sagen. Bei ihr ist das vollste Wahrheit. Dafür öffnete ihr Gott täglich neue Schätze der Gnade, die sie dann getreulich wieder aufbrauchte.

Wenn man nun aber bedenkt, wie wenig alle eigene Mühe eines langen Lebens bedeutet gegen einen einzigen Augenblick, in dem man die Gnade Gottes ohne Hindernis in sich wirken läßt, wie soll man sich das Wachstum Mariä in der Tugend groß genug vorstellen! Von Anfang an schon voll der Gnade wie nie ein anderes Geschöpf, und unablässig darin wachsend, nicht mit zehn- und zwanzigfacher, sondern

mit hundertfacher Frucht, welch ein Schauspiel für Gott und für die Engel!

Christus selbst sagt bei der hl. Birgitta: Maria, meine Mutter, übertraf alle Heiligen an Tugend. Obwohl die Engel rein sind, sie war dennoch reiner. Die Propheten waren voll des Heiligen Geistes, die Märtyrer haben viel gelitten, in ihr aber brannte das Feuer des Heiligen Geistes mächtiger und gab ihr mehr Kraft zum Leiden als allen Märtyrern. Und haben sich die Bekenner in allem enthalten, so war doch ihre Enthaltensamkeit weit vollkommener als bei allen³².

Mit standhaftestem Glauben umfaßte sie Gott. Ihre Hoffnung überwand die Prüfung, der selbst der Felsenmann, der Grundstein der Kirche, erlag. Und wie schnell und wie vollkommen begriff ihr Herz, ihr Verstand, ihr Wille das Gebot der Liebe Gottes in seinem ganzen Umfang!

In ihrer Seele herrschte Gott in solchem Grade, daß sie alle Freuden der Welt wie nichts erachtete und den Dienst Gottes aller Schönheit und Ehre der Erde vorzog.

In keinem guten Werke war sie jemals lau, und jedes übte sie mit der reinsten Meinung einzig zur Ehre Gottes.

Ihr Beten war ebenso ununterbrochen wie ihr emsiges, stilles Arbeiten. Keines hinderte das andere, vielmehr sog das eine vom andern Kraft und Nahrungstoff.

Sich selber hatte sie in solcher Gewalt und lebte so sehr in beständiger Bergegenwärtigung Gottes, daß sie sogar im Schlaf keinen Augenblick seiner vergaß³³.

Und was ihre **E i n i g u n g** mit Gott betrifft, so müßten wir ihre Vollkommenheit selber oder wenigstens die Zunge eines Engels haben, um davon nach Gebühr zu reden.

³² Birgitta, Revelat. 4, 92.

³³ Dies., Sermo angelicus 13.

Inmitten aller Geschäfte — und wer kann lästigere und kleinlichere Geschäfte haben als die Führerin eines so armen Haushaltes! — kam sie nie aus der Sammlung, nie aus dem Gebet und aus der Betrachtung.

Alle Geschöpfe, alle Arbeiten, alle Leiden waren ihr eine Himmelsleiter, ein feuriger Wagen, auf dem sie zu Gott flog.

An allen den unermesslichen Gaben Gottes hing sie nicht so viel wie der Regentropfen an der Wolke.

Gott allein war ihr Gedanke, ihre Liebe. Für ihn war sie bereit, alles zu opfern, selbst die Mutterchaft Gottes.

Vollkommener hat sich die Freiheit des Geistes nie in einer Seele entwickelt als in der ihrigen. In Kreuz und Verleumdung, in Erniedrigung und Verachtung, gegen Trost und Ehre, immer war sie gleichgestimmt.

Ihr Leben war ein ununterbrochenes Opfer der Anbetung Gottes, der Bitte und der Sünde für die ganze Welt.

Mit welcher Bereitwilligkeit sie sich Gottes Willen unterzog, welche Wonne ihr alles machte, was sie als Gott gefällig erkannte, das kann keine Zunge schildern.

Je größere Gaben sie in sich fand, um so vollständiger, um so eifriger gab sie sich in ihrer Dankbarkeit Gott zum Dienste hin.

Um die Ehre Gottes zu mehren, hätte sie mit Freuden alle Trübsal der Erde erlitten.

Konnte sie Gott oder Menschen um Gottes willen durch die schwerste Tugendübung Freude bereiten, dann war ihr keine Selbstverleugnung, keine Gewalt zu groß.

Was Gott wollte, das wollte auch sie. Wenn sie etwas dachte, wollte, sprach, war jedermann sicher, daß auch eine Offenbarung Gottes keine größere Bürgschaft dafür bieten konnte, es sei so das höchste Wohlgefallen Gottes

und die vollkommenste Übereinstimmung mit seinem heiligen Willen⁸⁴.

9. O wie recht hatten wir, zu sagen, daß für das christliche Leben alles von der Erkenntnis und von der Nachfolge Jesu und Mariä abhängt!

Was ist nun in diesem ganzen Leben Mariä, wovon einer in Wahrheit zu sagen wagte, er könne es nicht nachahmen? Er mag sagen, in solcher Vollkommenheit verstehe er es nicht zu tun, das lassen wir gelten. Aber möge er auch nur ein einziges Stück nennen, davon er sich zu behaupten getraut, es sei ihm schlechterdings nicht möglich. Was sagen wir, möglich? Ist das nicht alles entzündend, hinreißend, jedes Zaudern und Bedenken überwindend?

Nun gut! Gott hat als gemeinsamer Vater allen dieselbe Erbschaft in Aussicht gestellt, nur so, daß sie sich selber so ernstlich darum bemühen, als er ernstlich bereit ist, sie ihnen zu verleihen, wenn sie sich ihrer würdig machen.

Es handelt sich also für jeden einzig darum, daß er sich treu erfinden lasse. Ob einer große Gaben der Wissenschaft, der Tatkraft, der Kunst habe, ob einer Gelegenheit finde, von seinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, darauf kommt es nicht an, wohl aber darauf, daß einer mehr liebe, mehr für Gott und seine Seele tue.

Dazu aber bedarf es nicht großer Taten, sondern großer Treue in allem, wenn nicht im Großen, so doch im Kleinen.

Vor Gott ist es eine ebenso kindische Kleinigkeit, ein Weltreich zu regieren, wie einer Kinderstube oder der Küche vorzustehen.

Nicht was einer tut, sondern wie er es tut, und aus welchem Geist es geschieht, ob die ganze Liebe Gottes, der

⁸⁴ Birgitta, Sermo angelicus 14.

ganze Geist, das ganze Herz dabei ist, das gibt bei ihm den Ausschlag.

Nicht auf glänzende Dinge kommt es an, sondern auf gediegene, wahre, verlässliche Tugend und Gesinnung.

Nicht die Gaben machen es aus, noch die Stellung, sondern der Gebrauch der Gaben.

Maria hatte weder Wissenschaft noch Reichtum, sie besaß nicht die heiligen Weihen noch die Gabe des Wortes, ihre äußerliche Lage war die unscheinbarste, die sich denken läßt. Aber sie übertraf alle an Liebe zu Gott, an Treue im Kleinsten, sowohl in ihrem demütigen, mühevollen Beruf als im innerlichen Leben. Sie erfüllte jedes Gesetz, jeden Wunsch Gottes, sie übte das Gebet und was zum Dienste Gottes gehört, sie war für die Reinheit ihrer Seele besorgt wie niemand sonst in gleichem Grade, sie vollzog alle Übungen des beschaulichen und des tätigen Lebens in höchster Vollendung: darum überstrahlte sie alle und erstieg den Berg der Vollkommenheit bis zur obersten Spitze.

Ohne Zweifel kann einer mit großen Gaben bei vollkommener Treue Großes erreichen. Aber auch mit kleinen Gaben läßt sich bei großer Treue Großes vollbringen. Ja viele haben mit geringeren Gnaden mehr ausgerichtet als andere mit höheren.

Es ist keine Schande, kleine Gaben zu haben. Aber das ist Schande, nicht einmal den kleinen Gaben Entsprechendes zu tun. Und große Schande ist es, mit großen Fähigkeiten nichts Großes zu vollbringen.

Dagegen ist es wahre Ehre, bescheidene natürliche Anlagen und mäßige übernatürliche Gnaden mit Geduld und Ausdauer so zu verwenden, daß gediegene und verlässliche Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit das Ergebnis davon ist. Hat einer diese errungen, so besitzt er genügend Vollkommenheit, um die Größen der Welt in Schatten zu stellen.

Dazu aber bedarf es nicht eines einzigen Wunders, keiner Verzüchtung, keiner außerordentlichen Leistung, sondern einzig der demütigen, ruhigen, beharrlichen Treue im Kleinen.

Das ist eine schlichte Wahrheit, deren Erfassung die Erde mit solider Tugend erfüllen und den Himmel mit Seligen bevölkern würde.

Niemand lehrt sie uns klarer als Maria, die Mutter des Herrn und unsere Mutter, die Vermittlerin der Gnade, die Wegweiserin zu der für alle möglichen Tugend, das Vorbild der gediegensten Vollkommenheit, die Kleinste und darum die Größte im Reich der Himmel.

Der sittliche Einfluß der Marienverehrung.

10. Der eigentliche Grund, warum wir Maria verehren, ist der, daß wir sie als Gottesgebälerin anerkennen.

Jedes Wort zu Ehren Mariens ist ein Bekenntnis des Glaubens an die Menschwerdung Jesu Christi.

Jesus Christus ist das Ziel all unserer Andacht, sagt der selige Ludwig Grignon von Montfort in seinem herrlichen Buch über die wahre Andacht zu Maria, Jesus Christus ist das höchste Vorbild aller Heiligkeit.

Je näher uns eine Andacht zu Jesus Christus führt, je mehr uns eine Übung ihm ähnlich macht, desto teurer ist sie dem Christen.

Das ist der Grund, warum wir von Maria nicht lassen.

Sie ist Christo am ähnlichsten unter allen Geschöpfen. Besteht unsere Vollkommenheit darin, Christo gleichförmig zu werden, so haben wir am sichersten Hoffnung, dahin zu gelangen, wenn wir uns an sie halten.

Sie steht Christo am nächsten. Besteht die wahre Andacht darin, daß wir uns völlig Christo ergeben, so kommen

wir am ehesten dazu, wenn wir uns an Maria ergeben, damit sie uns ihrem Sohn übergebe.

Maria ist der Weg, auf dem Christus zu uns kam, Maria der Weg, auf dem wir zu Christus kommen.

Maria ist die, durch die sich Christus uns ähnlich gemacht hat, Maria die, durch die wir am gewissesten Christo ähnlich werden können.

Also selbst wenn wir Maria nur als höchstes Muster der Heiligkeit feiern, so ist die Andacht zu ihr wegen ihrer Ähnlichkeit mit Christus eine Aufmunterung zur Vollkommenheit, so kräftig wie wenige Tugendmittel.

Wie nützlich wäre es für die, welche immer über die angeblichen Überschwenglichkeiten dieser Verehrung klagen, sich mit dem christlichen Volk vor der Mutter Gottes zu beugen und ihre Tugenden zur eigenen Aneiferung zu lobpreisen!

Gerade die einfachsten Volkslieder weisen darauf am besten hin. Wir geben hier eines zur Beherzigung:

Heil'ge Jungfrau, auserkoren
 Von dem Herrn der Herrlichkeit,
 Die den Heiland uns geboren,
 Der von Sünden uns befreit:
 Zu dem Mittler, deinem Sohne,
 Bete, daß er unser schone;
 Blick auf deiner Diener Schar,
 Bring für uns dein Flehn ihm dar!
 Unbefleckt von Schuld der Sünden,
 Keinste Jungfrau, laß voll Huld
 Uns beim Herrn Erbarmen finden
 Und Vergebung unsrer Schuld:
 Daß wir deine Wege wandeln,
 Stets nach deinem Vorbild handeln,
 Drücke deines Sohnes Pein
 Tief in unsre Herzen ein!

Mutter mit betrübtem Herzen,
 Daß der Leiden Schwert durchdrang,
 Standhaft in des Sohnes Schmerzen,
 Als er mit dem Tode rang:
 In des Lebens Bitterkeiten
 Lehr auch uns geduldig leiden,
 Führt uns auf der Dornenbahn
 Zu den Höhen des Heils hinan!
 Du, in Heiligkeit Bewährte,
 Hör, o Jungfrau, unser Flehn:
 Bitte, daß den Kampf der Erde
 Siegreich wir, wie du, bestehn,
 Daß, gleich dir, uns mög' gelingen,
 Uns zum Ziele zu erschwingen,
 Wo der ewige Friede wohnt,
 Wo den Kampf die Krone lohnt²⁵.

²⁵ Schloffer, Die Kirche in ihren Liedern II² 315 f

In der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G. m. b. H. zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Albert Maria Weiß O. Pr.

Apoloogie des Christentums

Vierte Auflage. Fünf Bände. 8°

- I: Der ganze Mensch. Handbuch der Ethik. (XVI u. 948 S.)
- II: Humanität und Humanismus. Philosophie und Kulturgeschichte des Bösen. (XVI u. 1024 S.)
- III: Natur und Übernatur. Geist und Leben des Christentums. 2 Teile. (XX u. 1288 S.)
- IV: Soziale Frage und soziale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre. 2 Teile. (XXVIII u. 1220 S.)
- V: Die Philosophie der Vollkommenheit, die Lehre von der höchsten sittlichen Aufgabe des Menschen. (XVI u. 988 S.)

Aus Bd. III der „Apoloogie“ für sich:

Die Entstehung des Christentums. 8° (IV u. 158 S.)

Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn.
[1. Beil. zur Apoloogie des Christentums] 8° (XII u. 78 S.)

„Verfasser ist nicht bloß in souveräner Weise in der katholischen und evangelischen Theologie heimisch, sondern beherrscht bewundernswert auch Weltliteratur, Welt-, Kultur-, Religionsgeschichte und die Philosophie. . . Er weiß den kultur- und religionsgeschichtlichen Problemen so gründlich und interessant nachzugehen und die Lösung auf die christlichen Wahrheiten hin so überzeugend vorzutragen, daß nicht nur der katholische, sondern auch der protestantische Apologet, ja jeder denkende Christ — da das Werk so leicht verständlich und ansprechend geschrieben ist — das Buch mit großem Nutzen lesen wird.“

(Theolog. Literaturbericht, Gütersloh 1909, Nr. 8 [Dr. G. Samtleben-Schib].)

In der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G.m.b.H. zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Albert Maria Weiß O. Pr.

Lebensweisheit in der Tasche. 30.—33. Tausend. 12° (XVIII u. 504 S.)

„... Ein Buch zum Nachdenken in stillen ernstlichen Stunden, in Stunden der Trauer, der Seelenleiden, der Verzagttheit und der Zweifel, wie auch in denen der Freude und des Trostes, kurz, eine Schrift, die Tausenden in allen Lagen ein vertrauter lieber Freund und treuer Begleiter geworden ist. . . .“ (Dr. Baum.)

Die Kunst zu leben. 11. u. 12. Aufl. 12° (XX u. 562 S.)

Das Buch ist eine genußreiche Lektüre besonders für solche Leser, die sich gerne über das Alltagsleben hinaus zur Lebenskunst erheben wollen. — Es sind Gedankenblitze, bald von tiefer Syrit und ergreifendem Ernste, bald aber auch von treffender, köstlicher Satire durchdrungen.

Die religiöse Gefahr. 2. u. 3. Auflage. 12° (XX u. 522 S.)

Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart. 2 Bände. 8° (XVI u. 600 S.; VI u. 530 S.)

Von der sichern Warte seiner religiösen Überzeugung gibt der gefeierte Apologet P. Weiß in klarem Stil und eindringlicher Form einen großen Überblick und eine tiefgründige Kritik der gegenwärtigen religiösen und allgemeinen geistigen Lage.

Inhalt: Band I: Drohende Anzeichen von Untergrabung der christlichen Heilsordnung. — Die religiöse Gefahr. — Ursachen für die Verbreitung des religiösen Übels unter den Katholiken. — Verderbliche Einflüsse wissenschaftlicher Grundsätze. — Modernismus. — Band II: Reformbestrebungen. — Vergessene und verkannte Dogmen. — Die Aufgaben der Zeit. — Rückkehr zur christlichen Heilsordnung.

Benjamin Herder. 50 Jahre eines geistigen Befreiungskampfes. Mit dem Bildnisse B. Herders. 2., durchgesehene Auflage. gr. 8° (IV u. 158 S.)

Scheeben, Dr. M. J., Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. Frei nach E. Nieremberg S. J. dargestellt. 11. u. 12. Auflage, bearbeitet durch A. M. Weiß O. Pr. Mit einem Anhang über das Verhältnis von Natur und Übernatur. 12° (XXIV u. 684 S.)